

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339300](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339300)

## Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

### Hundert Thaler fehlen noch!

Der Tischlermeister Fritz Petermann gehörte nicht nur zu den wohlhabendsten, sondern auch zu den rechtschaffensten und besten Bürgern der Stadt, was nicht immer zusammen trifft, besonders wenn die Leute zu Geld und Gut kommen wie der Petermann, nämlich unverhofft. Solches geschah auf folgende Weise:

Nach zehnjähriger Wanderschaft als Schreibergeselle, während welcher er Süßes und Bitteres erlebt, sehnte sich der brave Bursche nach eigener Werkstätt und eigenem Heerd, und kehrte in das ärmliche Stübchen seiner alten Mutter zurück, die karglich sich nährte von ihrer Hände Arbeit. Nun heißt's wohl: „Eigner Heerd ist Goldes werth,“ nicht bloß weil ein geordnetes häusliches Leben glücklich macht, sondern auch, weil Gold und Silber vonnöthen ist um einen eigenen Heerd aufzubauen. Zwar war unser Petermann ein ausgezeichnet geschickter Tischler, und hatte sich auch einige Thaler erspart auf der Wanderschaft, aber das Kapitäälchen reichte kaum hin, die nöthigen Werkzeuge anzuschaffen, viel weniger noch, wie's vordem war, um Bürger und Meister damit zu werden, was wieder Geld kostete. Er mußte drum vorderhand noch als Geselle arbeiten.

Nun hätte der gute Bursche vielleicht sich helfen können, wie's gar Viele thun, nämlich durch eine reiche Heirath. Allein dazu fehlte ihm Geschick und Lust. Das Hofiren um bemittelte Jungfern war nicht seine Sache, und trotz seiner ehrlichen, treuen Herzenneinsalt, hatte er die Meinung, daß eine Frau, die den armen Mann mit ihrem Gelde reich macht, ein gefährliches Gut sei, weil sie's gewöhnlich, früher oder später, den Gatten fühlen läßt, daß sie ihn zum Manne gemacht hat.

Zudem war Petermanns schlichtes Herz schon gar lange nicht mehr so frei wie das Vögelein auf dem Zweig, denn als er seine Wanderschaft begann, hatte er Herz und Hand einem armen Waisenkind verpfändet, Magdalene mit Namen, mit dem er zusammen in die Armenschule gegangen. In Hoffnung besserer Zeiten war Jungfrau Magdalene mit ihm alt geworden, diente, seit mehr denn zehn Jahren, treu und redlich bei einer und derselben Herrschaft als Magd, und hätte allabendlich, wenn sie, nach vollbrachter

Arbeit, in ihrem Dachkämmerlein sich zur wohlverdienten Ruhe niederlegte und den Abendsegen gebetet hatte, ihre Seele in goldene Träume baldiger schöner Tage, und mußerte und überzählte ihre mühsam ersparten Thaler und vertheilte sie im Voraus für Bettwerk, Getüch und Hausgeräthe, ob's gleich noch immer nicht ausreichen wollte, und bewahrte ihrem alten Mischüler das treueste Herz. Und Petermann hatte das Gleiche gethan, und noch nicht im Geringsten an die Möglichkeit gedacht, daß dieses in herzlicher Liebe und Zuneigung geknüpft Seelenband jemals könnte zerissen werden.

Eines Sonntags Abends saßen die Beiden zusammen im mütterlichen Stüblein und hielten wohl zum zehnten Male Rechnung, ob es und wie es möglich sei, mit ihrem ersparten und vereinten Gelde einen eigenen Heerd zu gründen, und zum zehnten Male gelangten sie zu der traurigen Ueberzeugung, daß Alles mitfammen dazu noch nicht ausreichte.

„Was soll nun werden?“ seufzte Petermann. „Soll ich so lange noch als Geselle arbeiten, bis die noch nöthigen hundert Thaler verdient sind, so kann's leicht geschehen, daß wir Beide darüber alt werden und sterben!“

„Nun, ein Unglück wär's eben auch noch nicht!“ tröstete Magdalene. „Bei aller Mühe und Noth ist's uns Beiden bis jetzt doch immer gut gegangen; wenn wir verheirathet sind, könnt's uns leicht herzlich schlecht gehen bei größerer Mühe und Noth. Hab's ja schon oft gesehen und gehört, daß mit dem Ehestand auch das Kreuz ins Haus zieht!“

„Und du hast Angst vor dem Kreuze, gelt!“ fragte Petermann.

„O nein, gewiß nicht!“ sagte die Lene. „Aber unser Herr und Heiland hat uns beten gelehrt: Führe uns nicht in Versuchung! Und's Kreuz soll man nicht suchen, das kommt von selber.“

„Hör' einmal, Lene, was du da gesagt, gefällt mir eigentlich nicht recht,“ entgegnete Petermann. „Entweder heißt's, du machst dir nicht viel aus mir, oder du hast doch ein wenig Furcht vor dem Kreuze und möchtest's, wo möglich, nicht tragen. Heißt's das Erste, nun, da hätt' ich freilich, so bei vierzehn Jahre lang, wie Jakob um die Rachel gedient, und bekäme

sie doch nicht; das wär' aber grausam von dir. Heißt's das Andere, so würdest du freilich noch nicht wissen, daß alle Liebe und alle Ehe zuvor unter's Kreuz müssen, bevor sie bewährt werden sollen."

Jungfer Magdalene wehrte sich tapfer gegen Petermanns anklagende Worte, und bemühte sich eifrig ihm derlei alberne Gedanken und Vorstellungen zu benehmen, was ihr endlich auch gelang. Nach langen Hin- und Herreden und Berathschlagungen, wie dem leidigen Geldmangel abzuhelfen wäre, wurde der Entschluß gefaßt, bei irgend einem bekannten, wohlhabenden Bürger hundert Thaler zu entlehnen, für drei oder vier Jahre lang, und dann in Gottes Namen den Haushalt und die eigene Werkstatt anzufangen. Voll neuer Hoffnung schieden die guten Leuten von einander, und Jedes wollte seinerseits wegen des noch benötigten Geldes Nachfrage halten.

Und als sie am nächsten Sonntag wieder zusammen kamen im Stüblein der alten Mutter, schaute Eines dem Andern forschend ins Angesicht, um im Voraus zu erkunden ob's nach Wunsch gegangen sei. Keines aber blickte freundlich und heiter.

"Hast du was, lieber Fritz?" fragte die Lene, und "Nein," war die traurige Antwort.

"Na denn," sagte sie schmerzlich lächelnd, "so hab' ich eben auch so viel wie du, und Null von Null geht auf!"

Und nun erzählten sie einander, wie jeder der angesprochenen Bekannten eine andere Ausrede bereit hatte, gerade wie die zum Abendmahl Geladenen im Evangelium, und trostlos rief Petermann am Ende aus: "Es ist also nichts! Wir müssen bleiben was wir sind; ich ein armer Geselle und du eine arme Magd. Wir saßen mit zusammen in der Armenschule, und werden halt wohl wieder einmal im Armenhause miteinander zusammen kommen, wenn wir nicht mehr arbeiten können. Von heut an möcht' ich nichts mehr als Särge machen, um die falschen todten Träume und erstorbenen Hoffnungen meines Lebens hineinzulegen. Wenn nur wenigstens der Posten des Todtengräbers ledig wäre, das gäb' etwas für mich; denn die Schrift sagt: "Lasset die Todten ihre Todten begraben" und ich bin nun nicht viel besser als ein todter Mensch!"

"Frevle nicht, lieber Fritz!" ermahnte Magdalene. "Wenn wir im Armenhause zusammen kämen, und 's wär' nicht unsre Schuld, so würd' ich's nicht für Unglück und Schande halten. Wir Alle hier auf Erden leben doch eigent-

lich im Armenhause, drinn der liebe Gott Herbergvater ist. Drum nur getrost! Fasse dich! Sei männlich und sei stark!"

"Du hast schon recht, liebe Lene," meinte Petermann, "allein es will mir auch gar nichts gelingen. Der Meister, bei dem ich jetzt arbeite, klagt längst schon über Mangel an Arbeit, und wird mir an einem schönen Tag aufkünden. Bekomm' ich dann hier keine Werkstätte mehr, soll ich wieder 's Felleisen packen und in die Fremde gehen, trotz meiner zehnjährigen Wanderschaft? Das wäre doch zu arg!"

"O gewiß, lieber Fritz," versicherte die Lene, "ich fühl's eben so schmerzlich wie du, daß es jetzt traurig steht um unsre Zukunft, und doch kann ich darüber nicht eben so betrübt und tröstlos sein. Mir ist's immer, als werde noch Alles gut, ja besser als wir hoffen, und tausendmal besser als wir's verdienen!"

Nach kurzem Stillschweigen und Grübeln sagte Petermann: "Liebe Lene, du zählst zu den braven und frommen Frauen, und die stehen beim lieben Gott in besonderer Gunst. Was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, da weiß ein Weib immer noch guten Rath, wo der Mann schon lange verzweifelt. Weißt du jetzt gar keinen Rath mehr? Kennst du nicht noch Jemanden, der uns die hundert Thaler vorschießen könnte?"

"Hab' schon darüber nachgedacht," antwortete Lene, "und ich kenne allerdings noch einen Mann, der uns helfen könnte. Ich meine den Inspektor Prenzkel. Versuch's einmal bei dem!"

"Warum nicht gar!" rief Petermann; "der kennt mich ja von Haut und Haaren nicht! Da kam' ich schön an! Der läßt keinen Menschen zu sich und redet mit Niemanden. Er ist Gott's und aller Welt Feind. Kein Einziger ist in der Stadt, der sich rühmen könnte, jemals die geringste Gabe von ihm erhalten zu haben."

"Und just solche Leute wie der Inspektor haben blüeielen wunderliche Tage und Stunden!" sagte die Lene. "Weiß nicht wie's kommt, aber mir ist's als würde Der uns helfen. Versuch's einmal, lieber Fritz!"

"Nun meinestwegen!" sprach der Fritz nach langem Zögern und mit Unlust. "S wird aber auch wieder sein, als ob man den Mäusen pfeife. Will's probieren!"

— Der geneigte Leser wird fragen: Wer war denn dieser Inspektor Prenzkel? Nu, ein alter Junggeselle voll wunderlicher Launen und Gebrechen und von ganz absonderlichem Charakter. Er galt allgemein als ein wahrer Menschenfeind, dem kein freundliches Wort zum Munde herau-

kam. Auf welche Weise der Titel: Inspektor, ihm geworden, das konnte Niemand eigentlich sagen, noch was er zu inspiciern gehabt, denn er war gleich mit diesem Titel, vor etwa dreißig Jahren, als Fremder in die Stadt gezogen und bewohnte in der Vorstadt ein kleines Häuschen, das er angekauft und nach seiner Bequemlichkeit hatte einrichten lassen. Man hielt ihn allgemein für reich, obgleich er fast ärmlich lebte und in altmodischen, abgetragenen Kleidern einherging.

Alltäglich, es mochte regnen oder schneien oder winden, machte der Prenzkel einen stundenlangen Spaziergang, Punkt fünf Uhr Abends, und ging immer auch denselben Weg, zum Niederthor hinaus, am Flusse hin, bis zu einem Erlengebüsch. Dortkehrte er um und zog wieder heim, ohne Jemanden angesehen oder gar begrüßt zu haben. Es war also nichts Geringses, zu diesem sonderbaren Ruz sich zu wagen und obendrein noch hundert Thaler von ihm borgen zu wollen. Auch kostete es Petermann eine große Ueberwindung, allein er that den schweren Gang doch, denn: Noth bricht Eisen.

Da stand er nun vor dem ärmlichen Häuschen und guckte schüchtern in alle Fenster hinein. Alles war wie ausgestorben. Zweimal bereits griff er nach der Thürklinke, und zog jedesmal wieder scheu die Hand zurück. Endlich nahm er das Herz in beide Hände und trat in den Hauseingang. Auf sein schüchternes Klopfen an die Stubenthüre mußte er lange warten, bis er ein ziemlich unverständliches: Herein! vernahm. Und leise trat er jetzt ein.

Hier saß denn ein Mann im Winkel, neben dem Ofen, auf einem alten Ruhebett und in einem schabigen Schlafrock; eine grüne Mütze mit weit vorsehendem Schirm auf dem Kopfe. Bücher und Papiere lagen durcheinander auf einem Tische, nebst allerlei Haus- und Küchengeräthe. Im Winkel neben dem Fenster stand ein bis zur Decke reichender Schrank, alterthümlich mit künstlichem Schnitzwerk verziert. Einige hochlehnige, mit halbzerrißnen leinenen Ueberzügen bedeckte Stühle vollendeten die Ausattung des Junggefallen-Zimmers.

Schüchtern und um Entschuldigung bittend begrüßte Petermann den Inspektor.

„Was wollt Ihr?“ fragte dieser finstler.

„Mich treibt die Noth zu Ihnen, lieber Herr!“ lautete die Antwort. „Ich bin ein armer Tischlergeselle, ohne Verwandte und Freunde, die mir helfen könnten. Ich möchte gern Bürger und Meister werden, und doch fehlt mir dazu das nöthige Geld. Ich bin ein armer, aber

redlicher Mann, verstehe mein Handwerk und hoffe, der liebe Gott werde meinen Fleiß und meine Arbeit segnen. Wollte der Herr Inspektor mir für wenige Jahre hundert Thaler vorstrecken, so würde er sich gewiß damit Gottes Lohn verdienen. Ich würde Kapital und Zins ehlich zurückerstatten.“

„Ich habe kein Geld!“ brummte Prenzkel kurz und finstler.

„Ja, wenn das wär, da könnten Sie mir freilich nicht helfen,“ fuhr Petermann fort, „und Sie vernichteten dann meine letzte Hoffnung. Aber die Leute sagen, Sie hätten Geld, und dazu viel Geld, und könnten helfen, wenn Sie nur wollten.“

„So, so! das sagen die Leute!“ rief Prenzkel bitter lächelnd. „Ich denke, die Leute bekümmern sich nur um die Lebendigen, und nicht um die Todten!“

Fritz, der den Sinn dieser seltsamen Worte nicht fassen konnte, schaute den Inspektor fragend an, und dieser sprach weiter: „Bin ich nicht ein todter Mann? Ob ich lebe oder sterbe, was kümmert's die Leute! Noch mit keinem Schritt bin ich hinein in die Stadt gekommen; seit dreißig Jahren frag' ich nach Nichts und nach Niemanden; ich verlange keines Menschen Liebe noch Zutrauen, keines Menschen Dienst noch Hülfe, vertraue den Menschen weder meine Klagen, noch Sorgen, noch Hoffnungen; ich bin unter ihnen wie ein Todter, und doch hab' ich's noch nicht so weit bringen können, daß die Leute sich nicht um mich bekümmern.“

„Soll man sich nicht um seine Nebenmenschen bekümmern? Ist's nicht christlich, auch für den Nächsten zu sorgen?“ fragte Fritz, dem der Muth wuchs, diesem seltsamen Manne gegenüber.

„Ueble Nachreden, Spott und Verleumdung!“ eiferte Prenzkel, „das nennt Ihr Bekümmerniß und christliche Sorge! Die Menschen sind's nicht werth, daß ihnen geholfen werde!“

„Wenn der liebe Gott so dächte wie Sie, Herr Inspektor,“ sagte der Geselle mit Ernst und Nachdruck, „so wären wir Alle ewiglich verloren! Wir sind freilich zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Gott an uns thut, aber doch ist seine Güte täglich neu über uns. Es ist nicht gut, Menschen verachten; sie sind alle ja Gottes Geschöpfe. Es muß Ihnen im Leben doch recht übel ergangen sein, daß Sie gar so schlecht von den Menschen denken. Ich war von jeher der Meinung, an der Menschheit zu verzweifeln sei eben so schlimm, als an Gott zu verzweifeln.“

Hier schwieg Petermann, und Prenzgel schaute ihn lange mit ernstem Blicke an, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich sagte er: „Seit dreißig Jahren seid Ihr der erste Mensch, der ein Wort mit mir redet, das zu Herzen geht. Setzt Euch nieder, ich will Euch eine Geschichte erzählen. Es mögen nun wohl vierzig Jahre sein, da lebte ein Landmann, der hatte ein hübsches Gut zu bewirthschaften, das ihn reichlich nährte. Und er war, wie die Leute von ihm sagten, ein guter Mann; er drückte und plagte seine Arbeiter nicht, that den Armen Gutes, so viel er konnte, und genoß bei allen Menschen Liebe und Zutrauen. Da wollte sich der Landmann verheirathen, und obgleich er hoffen konnte, aus irgend einem reichen Hause sich eine Frau zu holen, so dachte er doch in seiner Einsalt, es müsse gar köstlich sein, ein armes Mädchen glücklich zu machen. Nun lebte im Dorfe ein dürftiges Waisenkind, ein sechzehnjähriges Mädchen, das sich halb vom Bettelungehn ernährte. Dieses nahm er ins Haus, kleidete es, ließ ihm noch Unterricht erteilen, und hielt es wie seine liebe Schwester. Und als sie zweiundzwanzig Jahre alt geworden, bot er ihr Herz und Hand an, und sie ward seine Hausfrau. Und nach einem Vierteljahr ungefähr geht der Landmann eines Morgens aufs Feld, und als er Mittags heimkehrt, findet er seine Frau nicht zu Hause. Und Niemand kann ihm sagen, wo sie ist. Und ein Tag vergeht nach dem andern, allein die Frau kommt nicht wieder. Und als darauf der Mann in die Oberstufe geht und seinen Schreibstisch öffnen will, findet er denselben unverschlossen, und es fehlt ihm all sein Geld, über dreitausend Thaler, die er mühsam sich erworben. Und endlich kam's heraus, daß die Frau mit einem lieblichen Menschen, mit dem sie schon lange Zeit in heimlichem Einverständnis gelebt hatte, in die weite Welt gegangen war. Nun, guter Freund, wie gefällt Euch diese Geschichte?“

„Schlecht, sehr schlecht!“ meinte Petermann. „Aber darf ich fragen, was der Landmann hierauf gethan hat?“

„Der Landmann!“ rief Prenzgel aus und stand vom Ruhebett auf, und sein vorhin so kaltes Wesen schlug in die größte Leidenschaftlichkeit über. „Nun denn, wenn Ihr's wissen wollt, so höret: Der Landmann hat diese seine rechte Hand zum Himmel erhoben und einen Schwur gethan, alle Menschenliebe, alles Zutrauen zu der Menschheit, alles Mitleid und alle Barmherzigkeit aus seinem Herzen zu reißen, mit dem glühendsten Hass die Menschen zu hassen, und

einst zu sterben mit dem Fluche über sie auf seinen Lippen. Und er hat Wort gehalten bis heute, und wird Wort halten, so wahr er an eine ewige Gerechtigkeit glaubt!“

Den guten Petermann durchschauerte es heiß und kalt bei Prenzgels harten Worten, und doch mußte er weiter fragen: „Was ist aus der Treulosen geworden?“

„Aus ihr!“ eiferte der Inspektor, und aus seinen Augen zuckten Blitze der Rache. Wöthlich aber nahm er das vorige, ruhige Wesen wieder an, setzte sich nieder, schlug den schäßigen Schlafrock um seine abgemagerten Glieder und sagte, mit der kältesten Gleichgiltigkeit: „Sie ist zehn Jahre nachher im Spital gestorben, gefressen von den Läusen und giftigem Geschwür!“

„Gott sei ihrer armen Seele gnädig!“ wünschte Fritz, voll innigsten Mitleids.

„Das ist Gottes Sache, guter Freund!“ meinte Prenzgel ruhig. „Gottes Strafgericht ist mir das Erquicklichste in meinem Glauben. Nun aber geht, geht fort! Euch gelüftet's doch, diese meine Geschichte hinaus zu tragen in alle Welt!“

Petermann ging jedoch nicht. Er war tief betrübt. „Ich bin zu Ihnen gekommen,“ klagte er, „mit froher Hoffnung im Herzen, und nun haben Sie meine Seele mit Leid und Trauer erfüllt, und schicken mich zurück in meine Noth. Nicht alle Menschen sind undankbar. Als unser Herr und Heiland zehn Ausfällige geheilt hatte, gingen neun davon ohne Dank; Einer aber kehrte um und gab Gott die Ehre.“

„Und da meint Ihr wohl, Ihr wäret dieser Eine?“ fragte der Inspektor bitter.

„Ja, Herr!“ war Petermann's freudige, muthige Antwort. „Wenn Gott mich nicht verläßt, so werde ich dieser Eine sein. Retten Sie mich aus meiner Noth! Geben Sie mir die Liebe und die Lust zum Leben und zur Arbeit wieder, welche die hartberzige, falsche Welt mir genommen hat. Sechs Bürger der Stadt haben mir ihren Beistand verweigert, obgleich es ihnen ein Kleines gewesen wäre, mir zu helfen. Gedenken Sie, Herr, des Wortes: Geben ist seliger, denn Nehmen! Zudem, ich will ja nicht geschenkt, sondern nur geliehen haben. Die Schrift sagt: Wende dich nicht von Dem, der dir abborgen will, und wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten!“

„Ganz schön und gut,“ warf Prenzgel ein; „allein es steht auch geschrieben: Der Gottlose borget, und bezahlet nicht!“

„Herr!“ brauste Petermann verlegt und ent-

rüftet auf, „ich bin ein armer sündiger Mensch, und der göttlichen Barmherzigkeit bedürftig; aber ein Gottloser bin ich nicht! Wenn Sie dreißig Jahre lang nicht erfahren haben, was ein glückliches und zufriedenes Herz zu bedeuten hat, so dächt' ich doch, Sie müßten wieder einmal darnach verlangen, einen Lichtblick fallen zu sehen auf Ihre Seele. Machen Sie mit Einer Wohlthat zwei Menschen glücklich. Ich hab' eine arme Braut, deren ganzes Lebensglück von meinem Fleiß bei der Arbeit abhängt, und Sie werden in unserm Glück Ihr eigenes verlorenes Glück wiederfinden. Ich verlange nicht zu wissen, wer der Landmann gewesen, dem ein treulos, gottvergessenes Weib solch grausames Herzeleid angethan hat; das aber möchte ich dem Betrogenen sagen, daß er in seiner Menschenfeindschaft nur sich selber straft, sich selber nur elend macht und sich selber züchtigt, um Anderer Sünde willen. Sie sagten, die Menschen seien's nicht werth, daß ihnen geholfen werde; und ich sage, die Menschen sind's nicht werth, daß man um ihretwillen sein eigenes Lebensglück sich zu Schanden macht! Wehe muß ich ausrufen über den armen Menschen, dessen größter und tiefster irdischer Schmerz nicht verlohnt und geheilet wird durch die Liebe Gottes und des am Kreuze für uns gestorbenen Heilands, der einst das bedeutungsvolle, schöne Wort gesprochen: Vergebet, so wird euch vergeben!“

Der schlechte, einfache Tischlergeselle hatte in seiner Entrüstung und in seinem Eifer gesprochen wie der gelehrteste Herr Pfarrer, und seine kräftige Strafpredigt drang wie ein scharfes Schwert in des Inspektors hartes, verschlossenes Herz, der erst noch eine Zeit lang seinen ernsten Blick auf ihn heftete, dann aber, wie verwandelt, aufstand, dem Schrank zuging und ihn aufschloß. Jetzt holte er einen großen, ledernen Beutel hervor, schritt damit auf den nicht wenig erstaunten Petermann zu, und sagte: „Lieber, braver Mann, Ihr habt Worte zu mir gesprochen wie Niemand noch; die haben mein Herz wieder weich gemacht, wie in meinen glücklichen Tagen, und ich will freudig verzeihen, vergessen und vergeben, damit auch mir einst vergeben werde vor Gottes Richterstuhl. Herzlichen Dank für Eure strafenden, aber wohlgemeinten Worte, und zum Zeichen meines Dankes nehmet hier diese hundert Thaler. Ich bin kein reicher Mann, und lebe nothdürftig von dem Wenigen, was ich aus der Zeit meiner Trübsal gerettet habe. Könnt Ihr mir das Geld wieder geben, in ein, zwei oder drei Jahren, wenn ich anders so lange noch lebe,

nun, so thut's; es ist mir nicht gleichgültig, ob ich die Zinsen dieses Kapitals habe oder nicht. Könnt Ihr mir aber das Geld nicht zurückerstatten, nun so behaltet es als ein dankbares Andenken von mir. Von allen Opfern, die das Leben von mir gefordert hat, ist dieses das einzige welches mich glücklich macht! Geht jetzt in Gottes Namen, lieber Freund, und erfreuet Eure Braut mit der frohen Vorschafft!“

„Wie wunderbar sind doch die Wege Gottes!“ rief der freudig überraschte Geselle voll Lob und Dank aus. „Nach diesen hundert Thalern hab' ich gesucht und darum gebetet seit langer, langer Zeit! Ich dachte immer, mein Herz müßte mir vor Freude zerspringen, wenn ich dieses Geld in meine Hände bekäme, weil es der Grund und Anfang unsres häuslichen Glückes werden sollte. Nun aber bin ich fast betrübt und traurig darüber, daß ich's nehmen muß, weil ich sonst auf Erden keinen Menschen weiß, der mir aushelfen könnte. Aber so wahr ich selig zu werden hoffe, es soll Ihnen, edler Mann, nicht ein Heller verloren gehen von diesem Ihrem Eigenthum. Mein Herz, das noch immer sein festes Vertrauen auf Gott gesetzt hat, sagt mir, daß Er, der Allgütige, meinen Fleiß und meine Arbeit segnen, und ...“

„Sprecht nicht weiter, lieber Freund!“ unterbrach der Inspektor des Gesellen dankbare Worte. „Wäret Ihr auch kein ehrlicher und redlicher Mensch, so wäre ja der zweite Betrug meines Lebens größer als der erste. Ihr habt mir aus meinem feindlichen Wesen geholfen, und ich kann Euch helfen. Ist das nicht der Wille Dessen, der einst gesagt hat: Vergebet, so wird euch vergeben! Geht mit Gott, mein Freund; Er segne Euch und behüte Euch!“ Und die beiden Männer reichten sich die Hand zum Abschied.

Jetzt bleibt nur noch zu erzählen übrig, was der geneigte Leser wohl schon von selber ahnet. Es verging kein halbes Jahr, da wohnten Fritz Petermann und seine Ehefrau Magdalene mit in dem Häuslein draußen in der Vorstadt, und es war just, als ob der Vater mit seinen Kindern gemeinschaftlich haushalte, und war Eines dem Andern lieb und werth, und aus dem finstern Menschenfeinde war ein glücklicher Mensch geworden.

Und als Prenzler nach etwa zehn Jahren die Augen schloß, fand sich's im Testament, daß Petermann sein Universalerbe sei. So kam er in Besitz nicht allein des Häusleins, sondern auch einer Summe von mehr denn dreitausend Thalern. Und auf diesem Gelde ruhte sichtbar Gottes

Segen. Es mehrte sich von Jahr zu Jahr durch Fleiß und Treue; und obchon unser wackerer Tischler ein großes Haus hätte erkaufen können, verblieb er doch mit Weib und Kindern in dem liebgewordenen Häuslein.

Und so ist's gekommen, daß und wie der Meister Petermann zu den wohlhabensien Bürgern der Stadt gehörte.

### Die gefährliche Schlafstätte.

(Mit einer Abbildung.)

Weiß der geneigte Leser wo das Vorgebirg der Guten Hoffnung liegt? Nu ja, an der südlichen Küste von Afrika, die zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von dem portugiesischen Seefahrer Vasco de Gama zum erstenmal umschifft wurde, und wo die Buschmänner, die Hottentotten und die Kaffern wohnen. Ganz richtig, sagt der Bote, und will nun ein Stücklein erzählen, das einem die Haare zu Berg steigen macht, obgleich's einen glücklichen Ausgang genommen.

Zur Zeit als die Holländer noch Herren jener, nunmehr England angehörigen Landstriche waren, stand ein fünfzehnjähriger Kaffernjunge, Jan benamét, bei einem holländischen Kolonisten oder Bauer im Dienst, dessen Niederlassung in der Nahe des Drangeflusses sich befand, einer Gegend die von Löwen stark heimgesucht wurde. Dem muntern, dunkelfarbigen Knaben lag die Pflicht ob, die Kinder seines Herrn jeden Morgen auf die Weide zu treiben und allabendlich wieder heimzubringen, ein Geschäft, das ihm natürlich viele müßige Stunden gewährte. Kein lustiger, lebensfroher Knabe, welcher Nation er auch angehören möge, würde, unter derlei Umständen, nicht Lust verspürt haben, dann und wann eine klein Streiferei zu unternehmen, um einen hübschen, buntgefiederten Vogel zu fangen, Straußeneier zu suchen oder andern Schätzen nachzujagen, die für das jugendliche Alter so verlockend und werthvoll sind, und deren es viele gibt in jenen fernen Gegenden. Das Vieh, welches während des Hüters Abwesenheit sich selbst überlassen war, blieb gewöhnlich innerhalb der ihm angewiesenen Grenzen. Eines Tages aber machte der arme Jan, als er die Thiere vor dem Heimtreiben überzählte, die traurige Wahrnehmung, daß eine schöne Milchkuh fehlte, die sich wahrscheinlich, während seiner Abwesenheit, von den übrigen verloren hatte. Sie aufzufuchen, war unmöglich, und er konnte nur hoffen, daß die

über ihm stehenden Diensthoten, wie solches zuweilen geschah, das Vieh bei der Heimkehr nicht so genau zählen würden.

Jan's Hoffnung erfüllte sich auch; der Verlust blieb unmerklich, und er beschloß, ihn schleunigst zu ersetzen und das fehlende Thier einzufangen, bevor es am folgenden Morgen vermißt werden konnte. Die Erinnerung an früher erlittene Strafen trieb ihn an, und ohne Jemand ein Wort zu sagen, verließ er den Hof wieder ganz allein, um die Kuh zu suchen. Er nahm etwas gedörrtes Fleisch und eine Flasche voll Wasser mit, und trat seinen Weg mit einer solchen Eile an, daß ihm wenige seiner Landsleute, so schnellfüßig sie fast durchweg auch sind, zu folgen vermocht hätten, während die Furcht und die Angst vor dem „Samboch“, der aus Rhinocerosleder geflochtenen Peitsche, mit der er schon einmal aufgetischt bekommen, ihn alle Gefahren vergessen ließ, die er bei seinem nächtlichen Unternehmen zu bestehen haben konnte.

Eine bis zwei Stunden noch hielt die Tageshelle an, und bald gelang's auch dem sorgenvollen Knaben die Spur der fehlenden Kuh zu finden, welche er, vermöge der seinem Volkstamm eigenen höchst scharfen Sinne, von denen aller anderen Thiere zu unterscheiden vermochte. Unermüdet folgte Jan dieser Spur, bis die einbrechende Dämmerung ihn verhinderte, sie genau zu erkennen, da sie häufig von Antilopen- oder Hirschjagdspuren durchkreuzt wurde. Es blieb ihm deshalb nichts übrig, als Halt zu machen und die Verfolgung aufzugeben bis zum Anbruche des Morgens; er that dieses mit schwerem Herzen und voll großer Unruhe wegen der Sicherheit der verlorenen Kuh. Aber auch für seine eigene Sicherheit ward ihm bang, als die Nacht hereinbrach mit plöglichem Dunkel, wie solches Statt findet in den heißen Tropenländern. Da war er nun das einzige menschliche Wesen, ohne Waffen zu seiner Vertheidigung, inmitten der traurigen Einöde!

Doch fehlte es dem Knaben nicht an Muth. Entschlossen, das verlorene Thier aufzufinden, die Gefahr möge noch so groß sein, wär' er lieber selbst umgekommen, als unverrichteter Sache heimzukehren. Ueberdies, in der Nacht den Rückweg suchen zu wollen, wäre reiner Unsinn gewesen.

Drum, nachdem er den Ort, bis zu dem er die Spur der Kuh verfolgte, mittelst eines Steines bezeichnet hatte, erkor Jan einen in der Nähe stehenden Akazienbaum zu seinem Nachtlager, stieg behend hinauf und nahm seinen



Die gefährliche Schlafstätte.

Schlafstüz zwischen zwei gabelförmigen Zweigen. Von dem mitgenommenen Mundbedarf genosß er nur wenig, damit er morgen nicht Mangel leiden müsse, band sich dann mit seinem Gürtel an den Hauptast fest, zog den Schafpelz über den Kopf und schickte sich zum Schlafen an. Die Nacht war ruhig; nichts unterbroch die herrschende Stille, als von Zeit zu Zeit das Geschrei der Gule, das Heulen des Schakals, oder das gräßliche Lachen der Hyäne, an das Alles er zu sehr gewöhnt war, um sich dadurch stören zu lassen.

Eine geraume Zeit mochte Jan auf seinem lustigen Ruhebett schon geschlafen haben, da ward er durch einen Schall erweckt, der von den bisher gehörten Lauten ganz verschieden war, und den Niemand vergißt, der ihn einmal gehört hat. Voll, tief und in erschreckend gefährvoller Nähe tönte dieser furchtbare Schall, rief rundum das Echo wach und schien dennoch am Fuße des Akazienbaumes aufzusteigen. Es war das Brüllen eines hungrigen Löwen!

Aber so stark und laut dieses Brüllen auch ertönte, konnte es doch den müden Knaben nicht gleich zum vollen Bewußtsein erwecken. Er erschrad nur und fuhr auf seinem Sitze empor, also daß der Gürtel fast zerriß, der ihn am Aste festhielt. Unruhig, verwirrt und erst halb erwacht, glaubte er zuerst er falle in den offenen Rachen eines Löwen. Doch ein zweites Brüllen benahm ihm jeden Zweifel, und als er abwärts blickte, gewahrte er im Scheine des Mondlichts einen großen Löwen, mit schwarzer Mähne, am Fuße des Baumes sitzen, der regungslos und unverwandt die funkelnden Augen auf ihn gerichtet hielt.

Es war ein schrecklicher Anblick! Und jetzt die Todesangst! Die ganze, entsetzlich lange Nacht hindurch saß das Raubthier still und beobachtete seine beabsichtigte Beute, während der zitternde Junge sich ebenfalls still verhielt, aus Furcht, die leiseste Bewegung möchte den hungrigen Löwen nur noch mehr reizen. Endlich ward ihm jedoch die eingezwängte Stellung unerträglich und er mußte seine steifen Glieder einen Augenblick strecken, was er so geräuschlos wie möglich that. Thener aber kam ihm diese Erleichterung zu stehen, denn kaum hatte er sich geregt, so erhob sich der Löwe brüllend und sprang am Baum empor, hoch genug um Jan's Blut erstarren zu machen, doch ohne ihn zu erreichen. Während der Knabe sich angstvoll zurückwarf und seine Glieder noch mehr zusammenzog, hörte er deutlich wie die scharfen Klauen des Löwen die

Rinde des Baumstammes zeretzten, und fühlte sein Herz fast stille stehen. Dem grimmigen Raubthiere gelang das Erklettern nicht, und es nahm wieder seine Stellung ein am Fuße des Baumes.

Bald darauf begann der Mond zu schwinden, und die nun plötzlich eintretende Dunkelheit schien dem armen Gefangenen eine Erleichterung gewähren zu wollen; er konnte mindestens seine steifen, erlahmten Glieder strecken, und trotz der gefährvollen Lage, begann er in einen kurzen Halbschlummer zu versinken, aus dem er jedoch betäubt wieder erwachte, und sich besinnen mußte, ob er wache oder träume. Endlich wurde er von der kalten Luft, die der Morgendämmerung vorbeigeht, und dem geräuschvollen Laufe einer Antilopenherde erweckt, welche vor dem gemeinsamen Feinde, dem Löwen, entflo.

Mit der größten Spannung erwartete Jan den Anbruch des Tages, der sein Schicksal entscheiden mußte, und man kann sich leicht denken, wie angstvoll er auf jeden Laut horchte, um daraus zu schließen, ob der Löwe noch da sei, oder ob er seinen Posten verlassen habe. Einmal flüchte ihm das Geschrei eines jungen Rehkalbes, das nach der Mutter rief, einige Hoffnung ein, denn, dachte er, wenn der Löwe noch da wäre, so würde das junge Reh ihn wittern und entfliehen. Allein nur zu bald gewahrte er, bei der zunehmenden Helle, die grimmige Gestalt des noch immer am Fuße des Baumes sitzenden Feindes, anfangs zwar nur die Umrisse, aber bald auch die scharfen glänzenden Zähne und die wildfunkelnden Augen, welche zu ihm herauf blitzten in schrecklichem Drohen. Während der ganzen Nacht hatte der Löwe seinen Posten nicht verlassen!

Manche qualvolle Stunde folgte nun für den armen Jungen; glühend-heiß stieg die Sonne empor und ließ ihre sengenden Strahlen auf ihn fallen, daß ihm der Kopf zu schwindeln begann. Auch der Löwe mochte Pein erdulden, denn seine Zunge hing lechzend aus dem Rachen hervor und unruhig peitschte er mit dem Schwef die Flanken. Gegen Mittag schien ihm endlich Durst und Hitze zu überwältigen; langsam erhob er sich und verließ eben so langsam den Baum.

Der zagende Knabe sah dieß mit klopfendem Herzen und schöpste neue Hoffnung, die leider bald wieder verschwand. Das hangrige Thier war nicht genossen, seine Beute so leicht aufzugeben; es entfernte sich nur wenige Schritte, blieb dann dumpfbrüllend stehen, schaute zurück, ging wieder etwas weiter und löschte dann seinen

Durst in einer nahen Wasserpfütze, worauf es eiligst an den Akazienbaum zurückkehrte. Für den armen Gefangenen schien jetzt alle Möglichkeit zur Rettung verschwunden, und voll Verzweiflung sah er den Tag sich neigen und die Nacht hereinbrechen.

Diese zweite Nacht war natürlich noch schrecklicher als die erste, weil Jan's blutiges Ende stets ihm vorschwebte, und sein Geist und Körper völlig erschöpft waren. Doch gewährten ihm die wiederholten fruchtlosen Bemühungen des Löwen und seine Unfähigkeit ihn zu erreichen, einige Beruhigung, so daß er etwas Nahrung zu genießen wagte und, als der Tag anbrach, höher an den Baumzweigen hinaufkletterte, von wo aus er nach der Gegend blicken konnte, in der seines Herrn Meierhof lag. Der einzige Hoffnungsschrahl, an den er sich noch klammerte, war, daß vielleicht der Pächter selbst oder dessen Diensboten, wenn seine Abwesenheit bemerkt worden, kommen würden um ihn aufzusuchen. Lange, voll heißer Sehnsucht, strengte der Verlassene seine Augen an, um ihre Gestalten in der Ferne zu entdecken, aber leider vergebens! Des Löwen Wuth ward furchtbar, als er sah, wie sein Gefangener sich bewegte. Er wühlte den Boden auf, bis in den Baum und schlug seine scharfen Klauen hinein. Trotzdem aber fühlte sich Jan, in seiner jetzigen Stellung, sicherer, und überdies gab die Verzweiflung ihm Muth. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte, und die glühende Hitze nicht achtend, spähet er fortwährend hinaus in die Ferne, ob keine Retter sich naheten.

Allein jede Hoffnung wurde getäuscht, und spät am Nachmittage verzweifelte er gänzlich und schickte sich eben an, zu seinem früheren Sitze herabzusteigen, dem einzigen wo er sich befestigen konnte. Während er aber mit möglichster Vorsicht abwärts steigen wollte, gewahrte er in weiter Entfernung vier Gestalten, die sich zu nähern schienen. Jan's Augen, von der langen Anstrengung ermattet, vermochten sie kaum zu unterscheiden; doch, es war kein Zweifel, die Gestalten kamen näher, und zudem in so gerader Richtung, daß er annehmen konnte, es sei kein Trupp wilder Thiere. Je näher sie kamen, desto deutlicher sah er auch die Gestalten. Es waren vier Reiter. Ein kleiner Hügel verbarg ihnen noch den Löwen. Der furchtbaren Aufregung ungeachtet, der natürlichen Folge der Aussicht auf endliche Errettung, bemerkte Jan diesen Umstand und nahm deshalb sein Geschaff ab, schwang es durch die Luft und schrie, schon ehe seine Stimme die nahenden Befreier erreichen

konnte, mit aller ihm gebliebenen Kraft: „Ein Löwe! Ein Löwe!“ Die vier Reiter kamen inzwischen immer näher und näher, und der frohe Bursche erkannte seinen Herrn, dessen zwei hochgewachsene Söhne und einen hottentottischen Diener. Alle waren mit Jagdbüchsen bewaffnet. Nur darauf bedacht, zeitig sie zu warnen, damit sie nicht unversehens auf das Raubthier stießen, setzte Jan eifrig sein Geschrei und seine Bewegungen fort, während der Löwe furchtbar zu toben und zu wüthen begann.

Plötzlich blieb der Hottentotte, welcher vom Pferde gestiegen war, um die Spur des vermischten Knaben besser verfolgen zu können, stehen und blickte auf. Entweder erreichte Jan's Geschrei sein scharfes Ohr, oder sein Falkenauge entdeckte ihn auf dem astrichen Baume, denn er deutete dahin und bestieg eiligst wieder das Roß, worauf Alle vorwärts ritten im raschen Galopp. Für den armen, erschöpften Jungen war's jetzt ein Augenblick unbeschreiblicher Spannung; er hatte kaum noch die Kraft seinen Warnungsruf zu wiederholen. Er sah die Männer immer näher kommen und die Höhe des Hügel erreichen. Da wurden sie nun des Löwen gewahr und hielten vorsichtig ihre Pferde an.

Das große, prachtvolle Thier war auch ihrer ansichtig geworden, erhob sich und ging ihnen langsam entgegen, blieb dann stehen, peitschte die Luft mit seinem Schweife und stieß ein dumpfes, donnerähnliches Gebrüll aus. Es war ein furchtbar-schöner Anblick! Die vier Reiter verloren jedoch den Kopf nicht in diesem gefahrvollen Augenblick. Schnell flogen sie ab, stellten die Pferde, von dem Löwen abgewendet, mit den Köpfen zusammen, damit sie durch seinen Anblick nicht wild und scheu würden, und zogen dann miteinander muthig vorwärts. Jan's alter Herr, der in seinem Leben schon manchen Löwen erlegt hatte, schritt voran, dicht hinter ihm kam sein Erstgeborener, und der jüngere Sohn und der Diener folgten, während jeder seine Flinte zum Schusse bereit hielt.

Der Löwe that noch etliche Schritte, knierte dann plötzlich nieder, den gewaltigen Kopf auf die Bordertagen legend, und blieb in dieser Stellung, bis die Männer ihm auf etwa zwanzig Schritte nahe gekommen, worauf er sich stolz und langsam wieder erhob. Eben so langsam und geräuschlos knierte der alte Pächter nieder, und Söhne und Diener folgten seinem Beispiel. Alle Vier legten ihre Büchsen an, und eben als der Löwe seinen gewaltigen Sprung machen wollte, knallten gleichzeitig die gutgezielten Schüsse.

Ein schreckliches Wuthgebrüll erfolgte; das getroffene Thier sprang in seinem Todeschmerze vorwärts und stürzte vor dem alten Farmer nieder.

Der gerettete Kaffernjunge, welcher, in späteren Jahren, sein erlebtes Abenteuer auf dem Akazienbaum europäischen Reisenden erzählte, denen er als Führer durch die Wildniß diente, konnte nicht mehr recht sagen, wie er eigentlich von seinem schützenden Baume heruntergekommen, und erinnerte sich nur, daß er vor dem Löwen gestanden, als dieser, mittelst eines Schusses durch den Kopf, völlig getödtet wurde.

Der alte Wächter erklärte den erlegten Löwen für das schönste Prachtstück, das ihm je noch vor Augen gekommen, und war ob seines Jagdglücks und der gelungenen Rettung des armen Jan so erfreut, daß dieser gänzlich der Strafe entging, welche er so sehr gefürchtet hatte. Wodurch vermisteten Ruh, deren Aufsuchen ihrem jungen Hüter das Leben hätte kosten können, fanden sich, in geringer Entfernung von dem Kampfplatze, nur die aus den größeren Knochen bestehenden Ueberreste.

Des Löwen prachtvolles Fell wurde als Siegeszeichen mitgenommen in den Pachthof.

#### Einer deutschen Zeitung entnommen.

Als Anno 1866, vor dem Friedensschlusse, die Preußen den nördlichsten Theil vom Württemberger Lande besetzt hielten, hatte auch eine stille Familie eines kleinen Städtchens ihre Zahl der unwillkommenen Pickelhaubenträger als Einquartirung zu beherbergen. Einer der Kriegsmänner pflegte bei der friedlichen Beschäftigung des Stiefelpuzens, in Ermanglung anderer Fußbekleidung, sich barfuß zu ergeben. Solches mißfiel der auf Ordnung und Anstand haltenden Hausmutter, und sie postirte deshalb eines Tages ein Paar „ausgetretene“ Pantoffeln so geschickt in den Weg, daß das gewünschte Hineinschlüpfen des preussischen Wehrmanns nicht ausblieb. Es versteht sich ganz von selbst, daß diese Schlappschuhe dann auch zum Mitnehmen überlassen wurden, als die Sieger nach dem Friedensschlusse wieder abzogen. Bald jedoch stellte sich's klar heraus, daß für das Gast- oder Fremdenzimmer der Familie, weil man lieben Besuch erwartete, ein Paar neue Pantoffeln nöthig seien. Heimlich und rasch sorgten dafür die beiden fleißigen und geschickten Töchter des Hauses. Bei passender Gelegenheit überreichten

sie der werthen Frau Mama die schön gestickten neuen Schlappschuhe, nebst folgendem neckenden und witzigen Reimlein:

Die Feldherrn unsres armen achten  
Armeekorps kriegten Orden gar;  
Wofür? Das steht noch zu betrachten,  
Wenn's nicht für's Retiriren war!  
Denn keiner hatte aufzuweisen,  
Was Du im Stillen ausgedacht:  
Du hast den sieggewohnten Preußen  
Zwei große Schlappen beigebracht.

#### Gerade wie mein Vater.

Ein witziger Sohn der Garonne, ein Gascogner, welcher in Rom sein Pferd verloren hatte, auf ganz unerklärliche Weise, ließ in allen Straßen und auf allen Plätzen verkünden, daß, sollte er es nicht wieder finden, er sich gezwungen sähe zu thun, was sein Vater im nämlichen Falle gethan hatte. Der Pferdedieb, — das Thier war gestohlen worden, — brachte, aus lauter Angst, den Gaul wieder zurück. „Na, da hast du ganz Recht gehabt,“ sagte der lustige Gascogner, „und ich bin recht froh nicht thun zu müssen, wie vor Zeiten mein Vater!“

Auf die Frage, was denn eigentlich sein Herr Vater bei solcher Gelegenheit gethan, antwortet er: „Ei, Sandis! da mein Vater nichts mehr hatte, als den Sattel, nahm er ihn auf den Rücken und trabte zu Fuße nach Haus. Ich hätte gerade dasselbe gethan, wäre mir mein Pferd nicht wieder zurückgebracht worden!“

#### Vergeblicher Schuß.

Rivaroles, ein tapferer und geschätzter Piemontese, stand in französischen Diensten und hatte bereits mehrere blutige Schlachten mitgemacht. Längst schon war ihm durch eine Kanonenkugel ein Bein abhanden gekommen, das er durch ein hölzernes hatte ersetzen lassen. Da geschah's, daß ihm bei Meerwinden, in der Niederlanden, eine frische Kugel den Stelzfuß auch wegschoß und ihn zu Boden stürzte. Unbeschädigt ward er aufgehoben, konnte sich des Lachens nicht enthalten und rief: „Sind das aber einmal große Dummköpfe! Haben da eine Kanonenkugel ganz umsonst verloren! Sie wußten halt nicht, daß noch zwei neue Stelzfüße in meinem Mantelsack liegen!“

Klagelied einer Mutter. (In Straßburger Mundart. — Freundesgabe.)

Lieb's Karlyn, 's isch gar diff'syl  
Dich an de Mann ze bringe!  
I mdecht au grüerwile weiß wie viel,  
Nyr will m'r do gelinge!  
Bisch ferne'g'sund un nett un freisch;  
Liebhaber au, e ganze Wisch,  
Haw ich empfange schumm im Saal,  
Doch isch e Hooke-n-üerweraal!

D'r Roth, e räecht galanter Herr,  
Kann wie e-n-Engel redde,  
Doch, saar m'r, 's wurd 'm gräßli schwer  
Ze breche d' alte Kette.  
Zwei Huushaltungen gäb's d'rnoch,  
Myn Doochter wär nimm 's Lewes froh,  
Viel Zank un Schaluste un Dual:  
'S isch halt e Hooke-n-üerweraal!

D'r Schwarz het sich rekummediert;  
Der zähl nit zue de Weise!  
Do wärde, i saar's unsheniert,  
Nurr Reistle ze verpeise.  
'S Wohlleue bringt nit immer Freud,  
Bringt Boddegra, Gebrechlichkeit,  
Un d'heim d'r Huusfrau de Spital:  
'S Hooke-n-isch halt üerweraal!

Im Grün, dem isch syn Korb gewis,  
Der kann nit conveniere!  
Er loost von syner alte Lij  
Sich schändli kummediere!  
Dij gäb jo, Ddusigjapperment!  
Im Huus e doppelt's Reijement  
Un Stryttigkeite-n-ohne Zahl:  
'S isch halt e Hooke-n-üerweraal!

D'r Gröu gitt au syn schöen Adres!  
Was soll i von dem saau?  
Er b'uecht ze flüss d' Elfermeß  
Un het e blöde Maau.  
Syn Müempfleisse-n-isch nit guet  
Un bringt viel scharf's Sänt in's Bluet;  
Mit dem härt's Karlyn syni Dual:  
M'r find't e Hooke-n-üerweraal!

D'r Himmelblou, dij isch e Mann  
Ganz nooch d'r fynste Mode;  
Doch, daß 'r d'Schulde zahle kann,  
Will er nurr 's Geld hyrothe!  
G'horsamer Diener, dank gar schöen,  
Myn liewer Herr, so kann's nit gehn!  
G'schwind treffe Sie e-n-andri Wahl:  
'S Hooke-n-isch halt üerweraal!

Im Wyß fehlt's nit an Artigkeit,  
Un G'spähle-n-un an Witze;  
Nurr duet 'r in d'r Lustbarkeit  
Viel Zyt bym Bier versize.  
Der Mann het sunst e guetes Herz,  
Doch d'Arweit macht 'm Last un Schmerz,  
Un's Jägdle-n-au isch syn Negal:  
'S Hooke find't m'r üerweraal!...

Un so sinn d'Männer! Wo kumm't's her?  
I will un kann nit schweize;  
De schwache Babbe fallt's ze schwer  
Frueß d' Buewe streng ze zeije.  
Na, d'Maidle steh in besser Zucht,  
Sinn schafficht, b'scheide, ohne Sucht  
Ze glänze, gewe ken Skandal;  
Do isch's erbaulich üerweraal!

Sunst hän als d' Buewe d' Meis' gelockt,  
Zey locke sie d'Mamselle;  
'S Milchbart, der noch brucht e Vogt,  
Sitzt hinter Wynbudelle!  
Kuum stoßt am Kinn e Härel syn,  
Ze raucht m'r schumm wie e Kamyn,  
Un lauft au uff de Maskebaal:  
'S isch halt e Hooke-n-üerweraal!

Un d'Pflastertretter! 'S isch e Gruus!  
M'r höert sie numme redde  
Von Kartenspiel un Kaffeehuus,  
Von Pferde-n-un Lorette.  
Zuem Denke fehlt's, du liewi Zyt,  
Un Kraft gar manche junge Zyt,  
Un's Nirduen, dij isch thr Negal:  
M'r find't e Hooke-n-üerweraal!

Es böeser Anfang, böeses End!  
Doch, Zyt wurd's abzebache;  
Ze heile haw i nit 's Talent  
Die männliche Gebreche.  
Lieb's Karlyn, d' Männer sinn verkehrt,  
'S led'jer Lyb isch goldeswerth!  
— Myn Karlyn find't dij sad un schaal:  
'S Häkel isch halt üerweraal!

A. P.

## Der Pilger.

(Mit einer Abbildung. — Freundesgabe.)

Auf der hochgelegenen Felsenburg Hohenforst herrschte lustiges und geräuschvolles Treiben und Bechern, denn Ritter Herbert war heimgekehrt mit seinen Knappen und Keisigen von einem ergiebigen Raubzuge, und nun thaten sie sich gütlich bei Wein und Schwänken und Spiel. Es war nämlich zur unruhigen und traurigen Zeit des Faustrechts, in den Tagen des Mittelalters, da bereits viele Ritter die schönen Pflichten ihres Ordens, die Schwachen zu beschützen und für Tugend und Unschuld das Schwert zu ziehen, vergessen und verspottet hatten, und das Landvolk, die friedlichen Bürger und Kaufleute oder kleine Gutsbesitzer unterdrückten und beraubten. Ritter Herbert von Hohenforst war ein gewaltiger, ringsum gefürchteter, troziger Herr. Von seiner Burg aus überschaute er mit spähendem Falkenblick zwei Seitenthäler mit ausfließenden Städtchen, und das Flachland mit den zerstreut liegenden Ortschaften. Wehe den Kaufleuten die, ohne von wohlbewaffneter Bedeckung begleitet zu sein, von ihm überfallen wurden! Ihre Waaren, Wagen und Pferde verloren sie für immer, wie auch ihre Freiheit, so lange sie dieselbe nicht mit schwerem Lösegeld erkaufen. In den beiden Städtchen, Lannenthal und Hellbach genannt, sah man den gefürchteten Raubritter nur mit Zittern und Grauen; was er brauchte an Waffen, Kleidern, Mundbedarf oder sonstigen Sachen, mußten die Bürger ihm liefern, ohne jemals Bezahlung dafür fordern zu dürfen, die er jedoch, wenn er besonders gut gelaunt war, bewilligte.

Auf dem Berge jenseits des Schlosses Hohenforst erhob sich eine andere Burg, Braunfels mit Namen, deren Besitzer Ritter Kalph hieß. Dieser war ein biederer, die Gerechtigkeit liebender Herr, der ernstlich sich bestrebte die Gelübde treulich zu erfüllen, welche er als angehender Ritter gethan. Oft geleitete er mit seinen wehrhaften Mannen die friedliebenden Kaufleute, denen der Wegelagerer Herbert Angst und Schrecken einjagte, und die beiden Städtchen in den Thälern fanden an ihm einen treuen und mannhaften Beschützer. Der Hohenforster war deswegen dem Braunfelfer arg gram, allein die Tapferkeit und der Muth des wackern Kalphs, und seine zahlreiche, stets zur Fehde bereitete Besatzung der wohlverwahrten Feste hielten den Feind von jeglichem Angriffe ab.

Rehren wir nun, geneigter Leser, wieder unter die lärmende und zechende Menge auf Burg Hohenforst zurück. Eben hatte der Thormarth einen Fremden herein in den Saal geführt. Dieser trug die allgemein bekannte Pilgertracht, mit Muscheln auf dem Hut und dem Kragen seines weiten Mantels, einen langen Stab in der Hand und die Kürbieflasche an der Seite. Zudem ruhte in seinem linken Arm eine Zither oder Guitarre, was der lustigen Zechgesellschaft von guter Vorbedeutung schien. Der fremde Wanderer neigte sich vor Ritter Herbert und bat freundlich um ein Nachtlager.

„Viele wohl fanden ihr Nachtlager auf Burg Hohenforst,“ meinte lachend der unheimliche Gebieter, „die weit lieber anderswo sein möchten. Diese jedoch sind nicht, wie Ihr, freiwillig zu mir gekommen. So ganz umsonst sollt Ihr übrigens nicht Herberge bei mir erhalten. Allem Anschein nach kommt Ihr aus dem heiligen Lande; da könnt ihr uns Manches erzählen. Auch führt ihr diese Zither hieher nicht umsonst mit Euch. Lasset drum Eure Kunst und Fertigkeit hören! Eine unverhoffte Kurzweil soll uns Allen höchst willkommen und angenehm sein!“

Freimüthig und furchtlos antwortete der Pilger: „Wenn ich Euch, gestrenger Herr, mit der Erzählung meiner Reisen dienen kann, so soll's mit Freuden geschehen. Doch habt Ihr wohl schon andere Pilger und Kreuzfahrer gehört, die vermuthlich weit Merkwürdigeres erlebt haben als ich.“

Und nun begann eine sehr anziehende Mittheilung von Abenteuern und Erlebnissen auf der Meerfahrt und im heiligen gelobten Lande, der Alle mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Herbert jedoch setzte häufig den großen Humpen, mit Wein gefüllt, an den Mund.

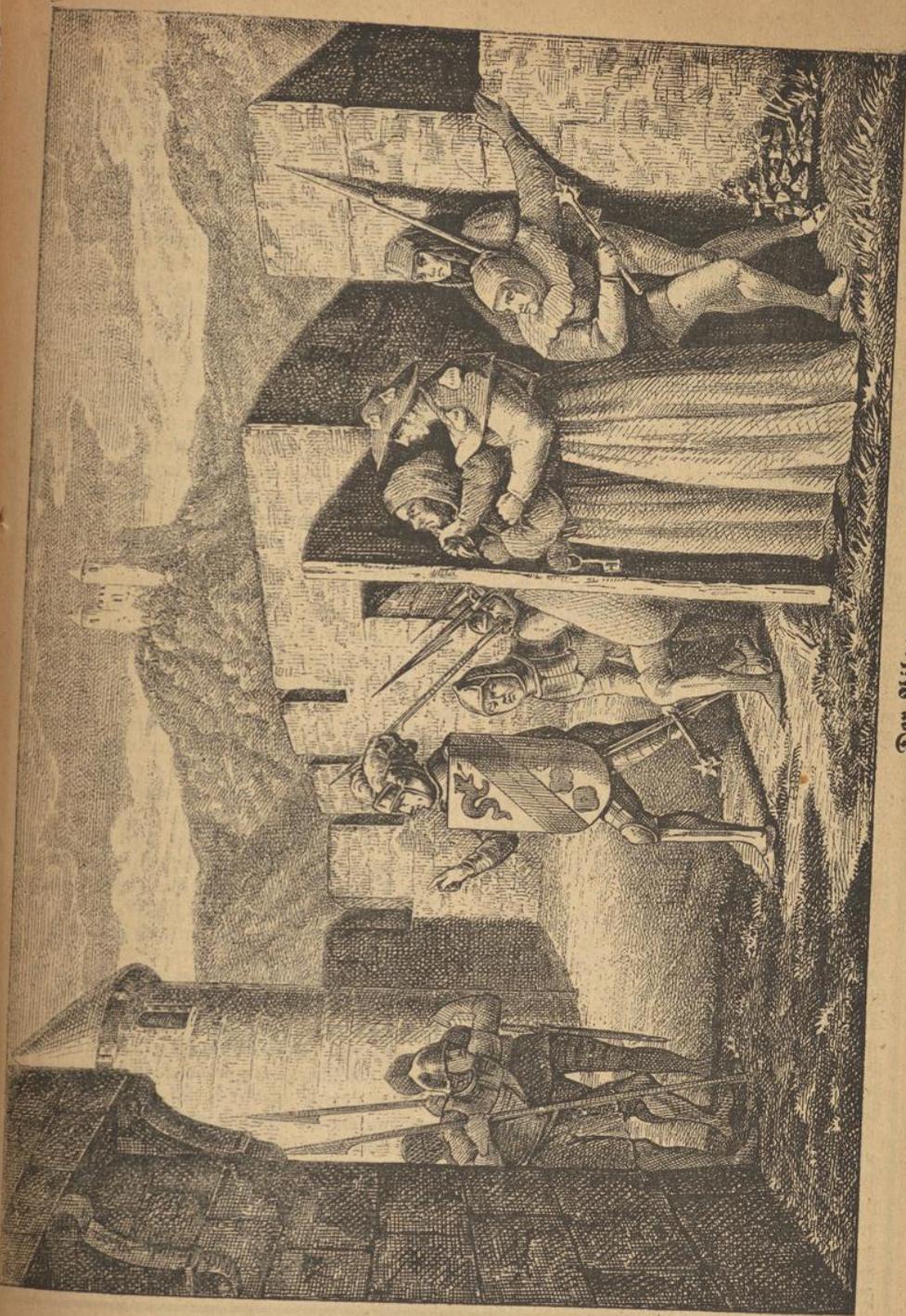
Nachdem des Pilgers Erzählung schon eine geraume Zeit gedauert hatte, entlockte er seinem Saiteninstrument einige leise, harmonische Töne; dann sang er mit sanfter Stimme das Lob des göttlichen Heilands, der zum Wohle der Menschheit sein Leben am Kreuzestamm geendet, und das Lob des frommen Kriegers, mit dem Kreuzzeichen auf der Brust, der, für des Erlösers Ehre, sein Leben freudig zum Opfer bringt.

Als des Pilgers frommes Lied verklungen war, lauschten Alle noch in ernster, gerührter Stimmung. Ritter Herbert aber stand auf und sprach: „Vortrefflich gespielt und gesungen, trotz dem besten Minnesänger! Euch gebührt die Ehre, aus Ritter Herberts Humpen zu trinken!“ Er reichte hierauf dem Pilger das frischgefüllte

meiste Zeit, man  
 stehende Menge ist  
 den hatte der Damm  
 den Saal gegen die  
 schmale Pforten  
 und dem Haupt  
 gegen Stahl in der  
 der Zeit, John  
 vorher aber keine  
 schloß von ganz  
 emde Wandern  
 und das fremdlich

Nacht lag auf  
 der unheimliche  
 der sein nicht  
 die für, fremde  
 schloß soll die  
 nicht erlösen. Wie  
 aus dem heiligen  
 Manches er  
 hier nicht un  
 Kunst und Fein  
 Kurgewöl soll  
 angemein sein!  
 antwortete der  
 ger Herr, mit  
 en kann, so soll  
 aber Ihr will  
 aber gehet, die  
 es erlebt habe

anjüngende M  
 Erlebnissen an  
 schloßen Land  
 amkeit züde  
 den großen  
 in Mund.  
 schon eine  
 te er seinem  
 nische Rose  
 das Lob des  
 e der Wende  
 geendet, un  
 mit dem Kra  
 des Erziehe  
 er bringt.  
 d verlor  
 er, gerühr  
 land auf un  
 od gefangen  
 gebildet de  
 zu trinten!  
 flichge



Der Pilger.

Trinkgefäß dar. Kopfschüttelnd aber stellte dieser den Humpen auf den Tisch und sagte: „Schön Dank, gestrenger Herr Ritter; ich trinke keinen Wein.“

Da brauste der weinerregte Herbert gewaltig auf: „Wie, Ihr trinket keinen Wein? So seid Ihr denn ein Türke oder Heide, und kein ehrlicher Christenmensch?“ Mit diesen Worten kehrte er dem Pilger den Rücken und verließ zornig und empört das Gemach.

Ob dieses unerwarteten Vorfalles erschracken die Knappen und Knechte, denn, ihren gestrengen Herrn zum Zorne zu reizen, konnte nur Unheil nach sich ziehen. Zitternd und zagend folgte der Burgvogt dem zürnenden Gebieter. „Wo soll ich,“ fragte er, „dem Pilger sein Nachtlager anweisen?“ — „Im Rosstall!“ klang Herberts trotzige Antwort. „und er soll mir ja nicht mehr unter die Augen kommen!“

Mit bekümmertem Herzen kehrte der Burgvogt zurück. „Armer Fremdling,“ sagte er zum Pilger, „ein böses Geschick hat Euch verleitet, unsern Herrn zum Zorne zu reizen. Er will Euch nun keine gebührende Herberge gestatten. Doch wage ich's, auf meine Gefahr hin, Euch ein Nachtlager anzubieten, und zwar in meinem eigenen Gemache. Kommt darum schnell mit mir; vor Tagesanbruch könnt Ihr dann Eure Strafe im Frieden weiter ziehen.“

„Das sei ferne von mir!“ entgegnete der Pilger. „Ich möchte Euch keinen Verdrißlichkeiten aussetzen und an einem Orte die Nacht zubringen, wo man mir grollt und zürnt. Augenblicklich will ich das Schloß verlassen und mir irgendwo drunten im Thal eine Herberge erbitten.“

„Dieß wäre lebensgefährlich,“ widerredete der Vogt, „denn in der finstern Nacht den Weg zu finden durch die Wälder und Schluchten und über die Felsen, ist fast unmöglich. Zudem seid Ihr den wilden Thieren und herumziehenden Frevlern und Dieben ausgesetzt. Rathsamere wär's, hier zu übernachten, wenn auch nur bei den Pferden, wie der gestrenge Ritter befohlen hat.“

„Auf meinen Zügen im heiligen Lande hab ich alle Furcht verloren,“ antwortete getrost der Pilgermann. „Uebrigens besitze ich einen mächtigen Begleiter und Beschützer, dem ich angehöre mit Leib und Seele, und führe auch eine vortreffliche Waffe mit mir.“ Bei diesen Worten deutete er lächelnd auf seine Zither, verließ, flüchtig dankend und grüßend, den Saal, und

zog zur Burg hinaus, hinaus in Wildniß und Finsterniß.

Vorsichtig, mit dem Pilgerstabe den Boden prüfend, schritt er sürbaß in der Richtung des nächstgelegenen Thales. Langsam und mühevoll wand er sich durch's Gehölz und um ungeheure Felsblöcke. Endlich hörte es das friedliche Murmeln des Waldbächleins. Nochmals ging's über Felsen; dann fand er einen Fußpfad, der ihn, zu seinem Erstaunen, wieder bergan führte. Hoffend, es werde bald wieder thalwärts gehen, schritt er weiter; doch immer höher, immer steiler wurde der Weg!

Mattigkeit, Hunger und Durst hatten den Armen gänzlich erschöpft. Er sank nieder auf die kalte, feuchte Erde und flehete fromm zu seinem unsichtbaren Begleiter, der ihn schon aus mancher Gefahr erlöst hatte. Dann griff er in die Saiten der Zither und seinem Herzen und seinen Lippen entquoll ein inbrünstiges Lied. Pflözlich dünkte ihm, er höre ein Glöcklein läuten. Er lauschte gespannt, und siehe da, es war keine Täuschung.

Weiter oben vom Berge her klang der Glockenruf. „Dort muß wohl ein Klausner wohnen!“ freute sich der Verirrte, und stieg wieder mit neuem Muthe voran. Bald gewahrte er die dunkeln Umrisse einer Hütte und einer kleinen Kapelle.

„Gott sei Lob und Dank!“ freute er sich; „dort wohnt gewiß ein frommer Einsiedler!“ Nun gelangte er in die Nähe der Klausen und bellend sprang ein Hund ihm entgegen. Rasch ließ er sein Saitenspiel erklingen, und die sanften Töne beschwichtigten das zürnende Thier und lockten zugleich den Einsiedler aus seiner Zelle. Dieser Klausner war eine hohe, kräftige Gestalt, mit langem dichtem Barte, und in der Umgegend unter dem Namen Bruder Anselm bekannt.

„Ehrwürdiger Vater,“ redete der Pilger ihn an, „ich bin ein verirrter Wanderer und bitte Euch um ein Nachtlager und um etwas Stärkung für meinen hungrigen Magen.“

„Derlei Wanderer gibt's viele in der Gegend,“ brummte der Einsiedler barsch, „böse Nachtwürger, welche die Wälder unsicher machen. Es wäre mir eine schlechte Empfehlung bei Ritter Ralph von Braunfels, wenn's ihm zu Ohren käme, daß ich verdächtige Landstreicher beherberge. Da hätte ich die längste Zeit in meiner Klausen gewohnt!“

„So finde ich denn bei Christen nicht, was im heiligen Lande selbst der Ungläubige, der Sara-

zene, mir nicht verweigert hätte!“ klagte der Pilger. „Doch gibt es wohl in der Umgegend ein anderes Obdach für mich? Bitte, weist mir den Weg!“

„Weiter oben liegt Schloß Braunsfels,“ antwortete Bruder Anselm ziemlich unwirsch; „dieser Fußpfad hier führt hinauf.“

„So gestattet mir nur kurze Frist und Erholung in Eurer Zelle um Gotteswillen,“ bat der Wanderer, „und reichet mir bescheidene Speise und Trank!“

Murrend ließ der Klausner ihn eintreten, zündete eine kleine Lampe an und langte aus dem Schranke einige Holzapfel, denen man aber allzugroße Süßigkeit nicht vorwerfen konnte.

„Da ist mein ganzer Speisevorrath,“ sagte er, „und meine einzige Nahrung.“ — „Dankend griff der Hungerige zu; doch kaum hatte er in die saure Waldfrucht gebissen, legte er sie lächelnd wieder hin und meinte: „Nun, ich will mich noch gedulden bis ich das Schloß erreiche; dort, hoffentlich, werde ich etwas finden.“

„Ich rathe Euch, den Weg dahin gleich anzutreten,“ sagte Anselm, „wenn Ihr nicht allzuspät dort ankommen wollt.“

Mühsam schleppte der Pilger den steilen Berg sich hinan. Bald gewahrte er die Zinnen und Thürme der Burg und gelangte glücklich, mit Anstrengung seiner letzten Kräfte, an den sie umringenden Graben. Er ließ jetzt seine Zither erklingen und sang ein kurzes Lied, worauf Trompetenschall hoch vom Thurme durch die stille Nacht schmettete, ein sackeltragender Wächter erschien, und ihm das laute, forschende „Wer da!“ zurief.

„Ein Pilger aus dem heiligen Lande!“ lautete die Antwort. Möge der gestrenge Ritter mir eine christliche Herberge gewähren!“

Bald raffelten die Ketten und die feste Zugbrücke senkte knarrend sich nieder. Ritter Ralpb selbst, und vier Knappen, empfingen den späten Gast am Eingang, und als sie die Gewisheit erzählten, daß er ganz allein sei, lud der Schlossherr freundlich ihn ein, ihm hinauf in den Saal zu folgen, woselbst seine edle Gattin, eine liebliche, holde Frau, etwas ängstlich der Nachricht harrete, was der unerwartete nächtliche Besuch zu bedeuten habe. Als aber der Pilger ehrfurchtsvoll sich vor ihr verneigt hatte, sodann sein langes Gewand ablegte, unter dem er weder Harnisch noch Waffen verbara, lächelte sie freundlich der männlichkräftigen Gestalt zu und sagte: „Ich habe wohl selbst hier das Eiligste zu besorgen.“ Sie sprach's und entfernte sich, um dem abge-

matteten Wanderer einen Nachimbiß zu bereiten.

Der so liebeich Aufgenommene machte sich's indessen bequem und kümmerete sich nichts um Ritter Ralpb's spärende Blicke, der immer noch nicht ganz ohne Sorgen war wegen des völlig Unbekannten. Die Zeit des Faustrechts war auch die Zeit der List und der Verrätherei; nicht selten schlich sich der Feind, als Pilger verummt, in ein argloses Schloß, dem dann ein solcher Besuch zum Verderben gereichte.

Unser später Gast fühlte sich bald heimisch. Voll guter Laune erzählte er sein Mißgeschick auf Hobenforst, seine nächtliche Wanderung durch Wald und Felschluchten und die mürrische Aufnahme beim ungalischen Klausner. Als nun der kräftige Imbiß ihm aufgestellt wurde, griff er mit gesundem Appetit zu, verweigerte doch auch jetzt den Wein und begnügte sich mit Wasser.

Mittlerweile blickte Frau Hedwig ihrem Gatten besorgt in's bleiche Anlitz „Guter Ralpb,“ sagte sie, „du schonest dich zu wenig! Warum hast du vorhin, in der kalten Nacht, das Gemach verlassen, dem strengen Verbot des Doctors zuwider?“

„Der gelehrte und hochstudirte Herr Physikus thut seine Pflicht,“ antwortete der Schlossherr lächelnd, „und soll mich aber auch die meine thun lassen. Ein Jeder macht's, wie er's versteht.“ Und zum Pilger sich wendend, fuhr er fort: „Gerne hätte ich, mein werther Gast, noch heute etwas von Euern Abenteuern und Erlebnissen in Palästina hören mögen, allein Ihr seid sicherlich allzu matt und müde, und ich, der Meinung meiner sorgsamen Hausfrau nach, kränklich und angegriffen. Darum thut uns Allen die Ruhe Noth. Kommet mit mir; Ihr sollt im Ehrenzimmer, neben meinem eigenen Schlafgemach, Ruhe und Stärkung finden.“

„Nicht doch, gestrenger Herr Ritter, das wäre zu viel Ehre für einen armen wandernden Sängerg!“ widerredete der Gast. „Wolltet Ihr mir ein Kämmerlein anweisen, wo ich, ohne Jemand zu stören, früh Morgens mit den Vögelein aufstehen und mit ihnen singen könnte, so war's mir weit lieber.“

„Ihr seid ein sonderbarer Kauz!“ lachte Ralpb. „Doch, ich sehe gerne meine Gäste bestens befriedigt. D'rum soll Euch mein Burgvogt in ein abgelegenes Kämmerlein führen, in dem gewöhnlich der würdige Herr Physikus sein Wesen treibt, wenn er auf Schloß Braunsfels zu schaffen hat. Nun denn, schlafet und gebabt Euch wohl! Singet meinetwegen, wie die lustigen Vögelein, in

aller Frühe, fliegt mir aber nicht ohne Morgenimbiß und freundlichen Gruß davon!“

Nun führte der Burgvogt, mit dem der Ritter heimlich geredet hatte, den Pilger durch den Hof in ein einsames Häuschen an der Ringmauer, in welcher, gerade nebenan, eine kleine Pforte sich befand. „Da, guter Freund, könnt Ihr ganz im Frieden ruhen,“ sagte er, „wenn Ihr die vielerlei Krankheiten nicht fürchtet, welche der Doktor hier eingesperrt hält.“

„Die vertreib' ich alle mit meiner Zither!“ entgegnete der gutgelaunte Pilger; „vor dem klingenden Saitenspiel werden sie nicht Strich halten!“ Und, als hätte er immer da gewohnt, betrat er das einsame Stübchen und streckte, noch angekleidet, die müden Glieder auf dem traulichen Lager aus. —

Aber der Wächter droben auf dem Wartthurm hatte nochmals einen Ankömmling zu melden. Bruder Anselm war's, der dringend verlangte, alsogleich zum Schloßherrn geführt zu werden, dem er höchst Wichtiges zu offenbaren habe. Solches geschah.

„Gstrenger Herr Ritter,“ sagte der Klausner, „der Wald wimmelt von Räubern, die's auf Eure Burg abgesehen haben. Ihr Hauptmann, als Pilger verkleidet, ist in meine Zelle eingebrochen, hat mich im Gebete gestört und wollte meine wenigen Habseligkeiten entwenden. Er fand aber nur die Holzapfel, meine einzige Nahrung. Mir bangt aber dennoch vor diesem Bösewicht, und ich getraue mir nicht, in meiner Klausel zu übernachten. Erlaubet mir d'rum, gnädiger Herr, hier in Eurer Burg zu schlafen; ein kleiner Raum genügt mir.“

„So gehet meinerwegen in die Wachtkammer!“ rief ärgerlich Ritter Kalph, „und wenn Ihr nicht schlafen könnt, so predigt meinen Knappen.“

Und der Einsiedler wurde zu den lachenden und lärmenden Kriegsknechten geführt, die jedoch ihn bald in Ruhe ließen, und gar nicht mehr seiner achteten, als sie sahen, daß er sich schüchtern in eine Ecke zum Schlafen niederkauerte.

— Dggleich der im Doktorshäuschen untergebrachte Pilger sehr müde war, wollte doch kein Schlaf in seine Augen kommen. Allerlei Begebenheiten aus seinem bewegten Leben glitten wie Schattenbilder an ihm vorüber, und das Andenken an geliebte Freunde wachte hell und klar in seiner Seele auf. So verstrich eine Stunde um die andere. Plötzlich vernahm er dumpfe Fußtritte vor seinem Häuschen, und es kam ihm vor, als näherten sie sich der kleinen Mauerspforte. Schon wollte er lustig in die Saiten seiner Zither

greifen, um das vermeintliche, nächtliche Gespenst zu bannen mit der holden Musika, doch besann er sich schnell anders, sprang vom Lager auf und schlich den Tritten nach, um mit dem geheimnißvollen Nachtwandler genauere Bekanntschaft zu machen. Da gewahrte er eine lange, in eine Mönchskutte gehüllte Gestalt, die vorsichtig versuchte, das Pfortlein zu öffnen und mit gedämpfter Stimme fragte: „Kilian, seid Ihr bereit?“

„Schon lange, du Schurke!“ donnerte es hinter ihm, und des Pilgers kräftige Hand packte ihn unanfst am langen Bart.

Der Nachtwandler war niemand anders als Bruder Anselm, der mit dem Raubritter Herbert von Hohenforst Abrede genommen hatte, seinen Knappen die kleine Mauerspforte zu öffnen, also daß sie die Burg Braunfels, deren Gebieter man krank und leidend wußte, bei stiller Nacht überfielen. Der so plötzlich, auf so unerwartete Weise ertappte Verräther, wollte ein Zetergeschrei ausstoßen, doch eine starke Hand hielt ihm fest den falschen Mund zu. Kalph's Mannen stürmten jählings herbei, mit Fackeln und Speißen und Schwertern, denn ihr Herr hatte ihnen befohlen den fremden Pilger und Sänger zu bewachen, weil er ihm doch nicht völlig traute, und als er aus dem Häuschen getreten, waren sie ihm leise nachgeschlichen. Daß der Einsiedler, mit dem sie schon oft kurzweil getrieben, ein Verräther und Spion sein könnte, war ihnen nicht im Entferntesten eingefallen.

„Den Lockvogel haben wir gefangen,“ sagte der Pilger, „jetzt müssen aber auch die Andern in's Garn! Merk' dir's, Schelm, willst du nicht in deiner Kapuze erdroffelt werden, so spielst du deine saubere Rolle bis an's Ende. Du ruffst deine Spiëßgesellen draußen einen nach dem andern herein, und hütest dich wohl, daß du ihnen keinen Wink gibst von deinem mißlungenen Verrath. Du kennst mich jetzt zur Genüge und hast gesehen, daß ich noch etwas mehr kann als die Zither spielen!“ Hierauf wandte er sich gegen die Knappen und sagte: „An euch ist's nun, die fremden und ungeladenen Gäste zu empfangen und in sichern Verwahr zu bringen, bis euer Ritter morgen weiter über sie verfüge. Haltet euch bereit!“

Und es geschah also. Zehn Kriegsknechte des Hohenforsters krochen nacheinander durch die niedere Pforte, und wurden alsobald einzeln geknebelt und in's Burgverließ gebracht, in welchem sie eben nicht auf Rosen gebettet waren.

Im Laufe des folgenden Morgens, nach kur-

zern Verhör, schickte sie der großmüthige Ritter von Braunfels frei seinem heimtückischen Feinde, dem Hohenforster, zurück, mit dem Bescheid: „Saget euerm Herrn, daß, wenn er mich in ehrlicher, offener Fehde angreifen will, ich ihm jederzeit zu Gebote stehe. Für seine bößische Verächtlichkeit fühle ich aber nur stolze Verachtung. Ziehet jetzt heim im Frieden!“

Durch diese Großmuth wurde Ritter Herbert so sehr beschämt und gerührt, daß er seinem Feind und Gegner aufrichtige Freundschaft anbot, die auch freudig und bereitwillig angenommen wurde.

Des andern Tages aber zog der glückliche Pilger wieder fröhlich seine Straße. Sollte einer oder der andere der geneigten Kalenderleser fragen, wer der seltsame Mann gewesen, und warum er keinen Wein trinken wollte, so gedenkt's des Voten guter Freund in einem andern Jahrgang treulich zu erzählen.

#### Eine unangenehme Begegnung.

Der englische Oberst Walter Campbell, der längere Zeit in Indien sich aufgehalten, erzählt folgendes Abenteuer, von dem er Augenzeuge gewesen auf einem seiner häufigen Jagdausflüge:

Eben als das Tageslicht zu entschwinden begann und während wir, mein indischer Begleiter und ich, noch über eine Wegstunde vom Lager entfernt waren, bemerkte ich an einem vereinzelt stehenden Baume einen Trupp Affen, die in großer Aufrregung schreiend, schnatternd und ängstliche Fragen schneidend, von Ast zu Ast sprangen. Sie mußten etwas Ungewöhnliches und Schreckbares erblickt haben.

„Was mögen diese Affen wohl haben?“ fragte ich Mohadeen, meinen hindostanischen Führer.

„Wahrscheinlich sehen sie einen Tiger,“ war seine ruhige Antwort, indem er die Rauchwolken aus seiner langröhrigen Pfeife blies und kaltblütig fürbaß schritt, als handelte es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt.

„Einen Tiger!“ rief ich, im höchsten Grade erschauert ob der Kaltblütigkeit des jungen, durchtriebenen Burschen, denn der schmale Weg, den wir vor uns hatten, war zu beiden Seiten von dem dichten, undurchdringlichen Schilfestrüppe begrenzt, und jeden Augenblick mußten wir also gewärtig sein, dem gefährlichen Unthier in die Klauen zu fallen. Ich spannte deshalb die beiden Läufe meines Gewehrs und schritt rasch vorwärts, um so schnell als möglich aus der gefährlichen Nachbarschaft zu gelangen.

Jetzt hatten wir das Rohrdickicht hinter uns und waren eben im Begriff, um die Ecke desselben herumzubiegen, als ich, kaum zwanzig Schritte vor mir, einen Königstiger erblickte, der eifrig damit beschäftigt war, ein wildes Schwein zu zerreißen, das er gerade erwürgt hatte. Meine Haare sträubten sich empor, als das Ungethüm seinen gewaltigen, blutbespritzten Kopf erhob und mit seinen bößhaften grünen Augen uns anschaute. Mein Begleiter ließ augenblicklich seine Pfeife fallen und blieb unbeweglich, gleich einer Bildsäule, stehen, sein scharfes Auge unverwandt auf den riesigen Tiger gerichtet.

Ich kannte genug von der Gewohnheit des Thieres, um nicht zu wissen, daß es gefährlicher sei, sich zurückzuziehen, als ruhig Stand zu halten, und weil ich einen Angriff für unvermeidlich hielt, so entschloß ich mich, das erste Wort in der Sache zu sprechen. Eben wollte ich darum meine Flinte anlegen, als Mohadeen, ohne seinen Blick von dem Tiger abzuwenden, seine Hand auf meinen Arm legte und ihn mit festem Griff niederhielt. Das Unthier knurrte und zeigte die scharfen, spitzen Zähne, zog aber, unfähig dem Zauber des menschlichen Blicks zu widerstehen, langsam die Lage zurück, mit welcher es seine Beute erfaßt hatte. Dann duckte sich der Tiger nieder, gleich als wolle er dem unverwandten, fesselnden Blick des Indiers ausweichen, kehrte sich langsam um, ließ ein mütterliches Brummen vernehmen und schlich sich im langen Grase davon.

Nun hielt Mohadeen die hohlen Hände an den Mund und stieß einen ganz eigenthümlichen gellenden Schrei aus, der sogar dem wildesten Thiere Schrecken einzujagen scheint, denn kaum hatte der Tiger diesen Schrei vernommen, so rannte er davon in großen Sätzen.

„Dem haben wir den Weg prächtig gewiesen!“ meinte der kecke Indier, hob kaltblütig seine Pfeife wieder auf und schritt vor mir her, so still und ruhig, als wäre gar nichts Ungewöhnliches vorgefallen.

In kleinem Trab ging's nun bald dem Lager zu, denn die kurze Dämmerung unter jenem heißen Himmelstriche schwand schnell dahin, und obchon Mohadeen sich das Ansehen gab, als verachte er bei Tage die Tiger, so wußte er doch recht gut, daß man des Nachts keinen Spaß mit ihnen treiben dürfe, weil da das menschliche Auge keine Gewalt mehr auf sie hat. Nach einer kleinen halben Stunde langten wir ungefährdet bei den Zelten unsres Lagers an, und ich muß

offen gesehen, daß ich recht herzlich froh war die lustigen Wachtfeuer zu erblicken.

### Ein Brief von Freundeshand.

Lieber Bote,

Denke dir unsre Verlegenheit! Die alte Freundin vom Berge, welche deine geneigten Leser Anno 67 versichert hat, „daß der liebe Gott der größte Narrendirektor ist, und daß man nur ein Dach über die Welt wölben dürste, um ein Narrenhaus daraus zu machen,“ wünscht nun, entweder einen Anbau an diese Anstalt, oder ein neues Stockwerk oben drauf. Da steht denn jetzt unsre Baukunst... am Berge, und es muß uns um so mehr leid sein, der lieben Frau nicht willfahren zu können, da wir zugeben müssen, daß diejenigen Narren, die sie gern unterbringen möchte, gewiß ein besonderes Plätzchen verdienen. Es ist nämlich von den Frauen und Mädchen die Rede, welche nicht mehr zum weiblichen, sondern zum männlichen Geschlecht zählen wollen. Diese laufen unter den Andern herum, was nicht sein sollte, denn ihre Nartheit ist höchst ansteckend. Man kennt sie wohl an den hohen Absätzen auf denen sie umherstolzieren, an den Husaren-Zäckchen, an dem Kragen und der Halsbinde, an dem krummen Scheitel, an dem mähenartig gekämmten Haar, an der Narrenkappe, welche sie sich in die Stirne drücken, und zuweilen auch an der dampfenden Cigarre. Aber noch einmal, man sollte sich doch etwas mehr in Acht nehmen, denn besonders für heranwachsende Mädchen, die noch keine Ueberlegung haben, ist das Ding sehr gefährlich. Ueberdies kramen diese Närrinnen eine Weisheit aus, vor der einem ehrlichen Christenmenschen die Haare zu Berge stehen, und das mit einer Mundfertigkeit, die einen Advokaten beschämen könnte!

Ich mag nun nachsinnen wie ich will, lieber Bote, und mir den Kopf zerbrechen, so kriegt's doch nicht heraus wie wir den Anbau oder das neue Stockwerk fertig bringen könnten. Nehmen wir darum an, daß es des lieben Gottes Willen, auch in diesem Falle, ist, daß das Unkraut unter dem Weizen bleibe, bis zur Zeit der Ernte.

Es gibt Gewitternächte, in denen böse Dünste aufsteigen, die Mehlthau, giftiges Ungeziefer und schädliche Pilze entwickeln. So gibt es auch Zeiten der Gährung in der menschlichen Gesellschaft, wo allerlei tolle Gedanken sich Bahn brechen und breit machen. Auf diese Weise kommt

auch bei jeder neuen Gährung die Reform zur Sprache, kraft welcher die Frauen nicht mehr demüthige Gehülffinnen für die Männer sein sollen, wie der allweise Gott solches gewollt, als er sagte: „Er soll dein Herr sein!“ Durch diese Reform wollen die Weiber selbst Herr und Meister werden. Ist's da ein Wunder, wenn die Welt anfängt in verkehrtes Besen zu fallen, also daß man nicht mehr weiß, wer den Kochlöffel und den Staubbesen führen soll, der Mann oder die Frau? —

Es wäre übrigens ein recht possierlich Ding um solche Nartheit, wenn's nicht so gar traurig wäre, weil durch sie die Familie sich auflösen muß, also daß der Mann unentschieden ist, wo er seine Heimath suchen soll, ob im Wirthshaus oder sonst wo. Und so geht's den Kindern schließlich auch, weil die Mutter keine Zeit hat, sich mit ihnen abzugeben, sintemal sie sich um Kirche und Regierung, um Wahlrecht und Zeitungsaufartikel bekümmern muß.

Es ist mir, lieber Bote, als beschäme uns zwei Alten ein junger stotter Student, welcher der Meinung war: „Wenn die Mamsellen sein wollen, was unsereins ist, so sollen sie auch den Tornister und die Glinte auf den Rücken nehmen. Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ Dieser Vorschlag ist vortrefflich, und wer weiß, ob man nicht einmal, sei's nun hier oder dort, ein Regiment Mann-Weiber aufzichten wird. Eine Schwierigkeit jedoch wäre dann zu überwinden, nämlich die Frage zu lösen: Wohin dieses Regiment in Garnison schicken? Vielleicht hilft der neue Mond hier aus der Klemme, denn du wirst ja wohl wissen, lieber Bote, daß ein deutscher Gelehrter herausgebracht hat, daß wir einen neuen Mond zu erwarten haben. Dorthin könnte man das Amazonenregiment einquartieren, und somit wäre der Welt Glück zu wünschen, daß der Schaum oben weg ist und daß nur das Ruhige und Gesunde im Glase zurückbleibt, nämlich die Frauen und Mädchen, welche noch ein empfängliches Herz haben für stille Häuslichkeit und für das Wohl ihrer Familie.

Freundlich grüßt dich, lieber Bote, der da war, und ist, und bleiben wird, so lange Gott ihn leben läßt, ein Verehrer und Apöstel der guten, alten Zeit.

### Leben und Tod.

Lenchen war ein gar frommes, sanftes Mädchen. Alle die sie kanntes, liebten sie, besonders

ih'r Bruder Karl, ein kleiner, freundlicher Knabe, und sie war ihm nicht minder zugethan von ganzem Herzen. Mählich wurde Lenchen krank und Karl war sehr bekümmert um ihrer Schmerzen willen. Denn daß sie sterben könnte, dachte er nicht, und niemals noch hatte er einen Todten gesehen und wußte auch noch nicht, was Tod und Sterben sei.

Als nun Lenchen voll Schmerz so dalag, gedachte Karl, was sie erfreuen möge, ging dann auf das Feld und suchte Blumen, denn die Schwester hatte große Freude an den Blumen.

Aber während er ihre Lieblingsblumen pflückte, war Lenchen gestorben, und man hatte ihr ein weißes Sterbekleid angelegt.

Da trat Karl in das Kämmerlein, wo sie lag. Und er zeigte von ferne die Blumen; das Mägdlein aber sah sie nicht an. Da rief er: „Siehe, Lenchen, was ich dir bringe!“ Doch sie hört es nicht. Nun trat Karl näher, betrachtete die Schwester und sagte: „Sie schläft! Ich will ihr die Blumen auf die Brust legen, damit sie sich freue, wenn sie erwacht. Dann wird sie sagen: „Das hat Karl gethan, der liebe Bruder!“

Leise und lächelnd schmückte er Lenchen mit den farbigen Blumen, ging dann zur Mutter und sprach: „Ich habe Lenchen Blumen gepflückt, solche, die sie am meisten liebt vor allen. Aber sie schläft. Da hab' ich die Blumen auf ihre Brust gelegt, damit sie sich freuet, wann sie erwacht.“

Die Mutter jedoch weinte. „Ja, sie schläft wohl,“ sagte sie, „aber sie erwacht nicht wieder!“

„Wenn sie schläft, wie sollte sie denn nicht wieder erwachen?“ fragte Karl.

Allein die Mutter konnte dem Knaben nicht antworten. Sie verhüllte ihr Haupt und verbarg ihre Thränen.

Karl aber verwunderte sich deß und sprach: „Mutter, was weineest du?“

Erst als Lenchen in den blumengeschmückten Sarg gelegt und in's tiefe Grab gebettet wurde, da begriff er, daß er hienieden keine liebe Schwester mehr habe.

#### Anders kann's nicht gehen!

Der Kardinal Mazarin, welcher, in der Mitte deß siebzehnten Jahrhunderts, auch französischer Minister war, wurde mehrmals von einem sehr zudringlichen Geislichen um eine gute Pründe gebeten. Der Bittsteller erhielt freundliche Hofversprechungen, allein das war Alles, und dabei

blieb's vorderhand. Eines Tages verlangte der Zudringliche abermals eine Audienz vom Kardinal, und drang, als sie ihm bewilligt worden, noch heftiger in ihn, daß er doch seiner gedenken möge, denn er sei nun deß ewigen Nachfragens und Bittens müde.

Der geistliche Minister war eben mit wichtigen Staatsangelegenheiten beschäftigt, trotzdem aber bei guter Laune. Er öffnete die Thüre seines Arbeitskabinetts und ruft seinen dienstthuenden Schweizer herein, der augenblicklich erscheint. „Nimm gleich deine Flinte, Johann,“ befiehlt Mazarin mit seinem Lächeln, „und schieß mir einmal geschwind irgend einen Prälaten todt, damit ich diesen Herrn hier an seine Stelle setzen kann. Anders kann's nicht gehen!“

#### Können Sie spanisch?

Der König von Frankreich, Ludwig XIV, fragte einst ganz ernsthaft einen seiner Höflinge, dessen allzugroßen Ehrgeiz er kannte: „Können Sie die spanische Sprache reden?“ — „Nein, Sire!“ lautete die verblüffte Antwort, und der König meinte, dieß sei recht Schade. Der Hofmann setzte sich fest in den Kopf, gleich eine Gesandtenstelle zu erhalten in Madrid, wenn er das Spanische erlernte. Er gab sich daher alle nur erdenkliche Mühe, und kannte in kurzer Zeit die fremde Sprache ganz geläufig. Er beehrte drum eine Audienz bei dem Könige, und sagte, tief sich verneigend: „Sire, ich bin nun der spanischen Sprache ganz mächtig.“ — „Verstehen Sie dieselbe gut genug, um sich mit echten Spaniern unterhalten zu können?“ — „Ja, Sire!“ — „Da gratulire ich Ihnen; nun sind Sie wenigstens im Stande, den berühmten Don Quichotte in der Originalsprache zu lesen, was weit mehr Werth hat, als eine Uebersetzung.“ — Und dabei blieb's.

#### Sonderbare Grabchrift.

Der Maire eines Dorfes der Champagne machte eine Reise nach Paris, fiel krank, starb und wurde dort begraben. Die Dorfbewohner, welche mit großer Liebe und Dankbarkeit ihm zugethan gewesen, ließen einen schönen Grabstein auf dem Gemeinde-Friedhof errichten, mit folgender Inschrift: „Hier ruht Herr . . . , unser würdiger Maire, der auf dem Pariser Gottesacker Père Lachaise begraben ist.“

Etwas zur Scherzigung für die lieben  
Landleute.

Niemand wird's wohl dem Boten verargen, wenn er, so viel in seinen Kräften steht, darnach trachtet, den Kalender nicht allein unterhaltend und kurzweilig zu machen, sondern seinen lieben Lesern ebenfalls ernstere und gemeinnützige Sachen aufzutischen, wenn sie just auch nicht in seinem eigenen Kopfe ausgeübelt wurden und aus der Botenfeder geflossen sind. Die wackern Landbewohner verstehen ihre Handtierung freilich weit besser und gründlicher als ein Kalenderschreiber, und es wäre darum thöricht und anmaßend von ihm, ihnen Rathschläge geben zu wollen. Wenn aber befreundete Ackerbauer, die, neben dem Pflug, auch die Feder zu führen wissen, ihm Mittheilungen zusenden, die für den Kalender sich eignen, so veröffentlicht er solche ganz gern und ist seinen willkommenen Mitarbeitern recht dankbar dafür. Da kam ihm denn aus dem nachbarlichen Lothringen folgender Brief zu, den er seinen geneigten und aufmerksamen Lesern nicht vorenthalten will, und ihnen dabei die Worte des Apostels in's Gedächtniß ruft: *Prüfet Alles, und das Beste behaltet.*

Also, des Boten sachkundiger Gevattersmann schreibt, wie folgt:

Einer meiner Nachbarn im Drulinger Kanton, der nicht auf den Kopf gefallen ist und gerne similit und nachgrübelt, hat mir neulich erzählt, daß, in seiner Gemeinde, alle Gemüse nach und nach immer schlechter und ungenießbarer geworden seien. Er kam daher auf den Gedanken, Samen kommen zu lassen aus einer großen Handelsgärtnerei im Oberrhein, und siehe da, die Gemüse, welche er davon erhielt, waren ganz köstlich und vortrefflich. Dieß möge für unsre fleißigen Landbewohner ein nicht zu verachtender Fingerzeig sein, und was man, seit mehreren Jahren schon, in Deutschland und in England unter dem Namen Samenwechsel thut, sollte auch bei uns in Gebrauch kommen. Hat ja doch mancher unserer wackern Ackerleute Freunde und Bekannte in entlegenen Theilen des Landes, so daß es ein Leichtes wäre für ihn, anstatt Samen zu kaufen, denselben tauschweise sich zu verschaffen.

Seit vielen Jahren haben die Flachsbauer die Erfahrung gemacht, daß der Samen, den sie selbst erziehen, so geringe Waare liefert, daß es nicht der Mühe werth ist, ihn wieder zu säen, was dann den Entschluß hervorrief, den Flachsamensamen aus dem fernen Kurland, der ehmaligen

schwedischen, heute russischen Provinz an der Dnie, kommen zu lassen. Während langer Zeit geschah dieß nur vereinzelter Weise, bis man endlich auf den Gedanken verfiel, den Samentausch oder Samenwechsel auch auf andere Pflanzen auszudehnen, was natürlich nur großen Nutzen hervorbrachte.

Hin und wieder gibt es warme Freunde und Liebhaber des schönen Zwiebelgewächses, das unter dem Namen Tulpe oder Tulipa männlich bekannt ist. Nun denn, längst schon hat man die Bemerkung gemacht, daß diese prächtige Blume, die vielartige Zierde unsrer Gärten in der Frühlingzeit, bald ausartet und geringer wird, wenn sie fortwährend das eine und das nämliche Beet hat. Folglich wurde der Versuch gemacht, mit Tulpenliebhabern anderer Gegenden einen Tauschhandel anzuknüpfen, um Zwiebeln gegen Zwiebeln zu erhalten, und richtig, die Sache wurde probat erfunden.

Hätte man mit den lieben Kartoffeln, diesen unentbehrlichen Vaterlandsvertheidigern, ein ähnliches Verfahren vorgenommen, so wäre wahrscheinlich ihre so verderbliche und heunrubigende Krankheit niemals entstanden, und manche unsrer Gemeinden hätten den großen Verlust nicht erlitten, über den sie sich mit vollem Recht beklagen. Voriges Jahr habe ich von einem Freunde aus der Umgegend von Colmar Kartoffeln erhalten, die sehr schön, aber nichts weniger als gut waren, ja, fast ungenießbar. Anstatt sie nun, wie ich anfänglich im Sinne hatte, als Viehfutter zu gebrauchen, bewahrte ich sie auf bis zum Frühjahr, setzte sie dann und erhielt davon, zu meiner großen Freude, eine eben so schöne als gute Frucht. Mögen doch alle unsre Landleute, meine lieben Standesgenossen, diesen Umstand recht beherzigen! Derlei Versuche kosten ja nichts und können, wie die Erfahrung uns lehrt, nur großen Nutzen schaffen.

Allzu pünktlich!

„Aber um's Himmelswillen, Karoline,“ sagte eine Dame, nach Luft schnappend, als sie in ihr Schlafzimmer eintrat, „da ist ja eine wahre Backofenhitze! Das ist nicht zum Aushalten!“

„Ja, wissen's Madame,“ entschuldigte sich das Schwabenmädchen, „weil ich gestern kein Feuer gemacht habe, mußte ich doch heute doppelt Holz brauchen.“

er Di-  
eit ge-  
u end-  
stausch  
flanzen  
Plagen

de und  
, das  
tänni-  
en hat  
präch-  
er Gär-  
und ge-  
ine und  
er Ver-  
anderer  
en, um  
nd rich-

, diesen  
n, ein  
so wäre  
unruhig  
manche  
Verlust  
im Recht  
on einem  
Kartof-  
weniger  
instatt sie  
atte, als  
ch sie auf  
d erhielt  
ne eben so  
alle unsre  
ssen, die  
Versuche  
Erfahrung

ne, " sagte  
s sie in ihr  
ine wahre  
abhalten!"  
sbigte sich  
estern kein  
heute dopp



## Der Pfingstsonntag 1870 in Konstantinopel.

(Mit einer großen Abbildung.)

Erinnert der Bote sich recht, so hat er seine geneigten Leser noch niemals eingeladen, mit ihm eine Reise nach Konstantinopel, der großen und schön gelegenen Hauptstadt der Türkei, zu machen. Diesmal hat er's im Sinn, muß jedoch von vorn herein sagen, daß es keine Lustreise sein wird, denn wir sollen dort nur Jammer und Noth und Elend antreffen, die unaussprechlichen Folgen eines schrecklichen und verheerenden Brandes, der die Hälfte einer der Vorstädte, Pera genannt, in einen Schutthaufen verwandelte. Solches geschah am Pfingstsonntag des Jahres 1870, also daß man leider sagen muß, Pera's Einwohner sind am Pfingstfest auch mit Feuer getauft worden!

Konstantinopel, die Türken nennen 's Stambul, ist die Residenz des Sultans, und liegt an der Meerenge gleichen Namens, die das Meer von Marmara mit dem Schwarzen Meere verbindet, und auf mehreren Hügeln. Kaiser Konstantin, nach welchem die Stadt genannt wird, erbaute sie auf den Trümmern des alten Byzanz. Es ist eine wunderschöne Gegend dort und ein klarer herrlicher Himmel. Von ferne gesehen, bietet Konstantinopel einen großartigen Anblick dar, kommt man aber hinein, so findet man enge, schmutzige und schlechte gepflasterte Straßen und Gassen und niedere, bloß in Holz gebaute Häuser, die gewaltig abschrecken gegen die einzelnen großen Gebäude, zu denen die türkische Kempel mit ihren schlanken Thürmen, des Sultans Residenzschloß und der Harem, die Wohnung seiner Frauen, gehören. Das kaiserliche Schloß, oder der Serail, hat nicht weniger als eine Stunde im Umfang, und neun Eingangsthore. Von einer dieser Pforten, der schönsten, kommt die Benennung der türkischen Regierung her: die Pforte, oder auch die Hohe Pforte.

Also, von der Vorstadt Pera soll jetzt die Rede sein. Hier wohnen die Gesandten der christlichen Mächte, und eine große Zahl Europäer, aus allen Nationen, haben sich daselbst angesiedelt und Kirchen und Schulen und Spitäler erbaut. Schon am Pfingstmontag, den 6. Juni, kündigte hier zu Lande der Telegraph an, daß, den Tag vorher, eine ungeheure Feuersbrunst in Konstantinopel ausgebrochen sei, und daß an tausend Häuser ein Raub der verzehrenden Flammen geworden. Diese wenigen Worte ver-

breiteten Angst und Kummer und Mitgefühl in jeder jarten Menschenbrust, und in großer Spannung wurden die geschriebenen Nachrichten erwartet, welche mehrere Tage später erschienen, und aus denen nun der Bote seinen lieben Lesern das Hauptsächliche mitzutheilen gedenkt.

Am Pfingstsonntag, den 5. Juni, war Pera, eine der Vorstädte Konstantinopels, der Schauplatz eines schrecklichen Unglücks. Um zwei Uhr Nachmittags brach im nördlichsten Stadttheil, in einer kleinen Bäckerlei, unten an der armenischen Kirche der Larinstraße, eine Feuersbrunst aus, die anfänglich ganz unbedeutend schien, und, wie dies immer der Fall, von der türkischen Wehrde mit sträflicher Nachlässigkeit behandelt wurde. Die natürliche Folge davon war, daß, angefaßt durch einen starken Nordwind, das zuvor wenig bedrohend scheinende Feuer eine solche Ausdehnung erlangte, welcher gegenüber selbst eine europäisch organisierte Feuerwehrohmächtig gewesen wäre. In kaum zwölf Stunden lagen nahezu drei Fünftel der Vorstadt in Asche; die veränderte Richtung des Windes, wie auch andere glückliche Umstände, retteten den gen Süden gelegenen Stadttheil, nachdem etwa fünf bis sechstausend Häuser, meistens in Stein erbaut, und von denen einzelne für unzerstörbar galten, vernichtet worden, und beinahe dreißigtausend Menschen ihr Obdach verloren hatten. Unter den niedergebrannten Gebäuden befinden sich besonders das armenisch-katholische Patriarchat, die armenisch-katholische Kirche, welche Eugenie, die Kaiserin der Franzosen, erst neulich mit herrlichen Gobelin-tapeten geschmückt, das italienische Palais, das Hotel Luxemburg, das lateinische Patriarchat und der englische Gesandtschaftspalast, dessen Bau allein 120,000 Pfund Sterling gekostet — ein Pfund Sterling gilt 24 Fr. 40 C. — und welcher, mitten in einem von hohen Mauern umgebenen Garten gelegen, für durchaus sicher galt. Was aber diesen Brand ganz besonders von den früheren Feuersbrünsten auszeichnet, ist der unerhörte Verlust an Menschenleben, den die europäischen Ansiedelungen erlitten haben. Schon am zweiten Tage nach dem Brande sind fünfhundert Beerdigungsscheine auf dem dazu bestimmten amtlichen Bureau gelöst worden, und doch waren die meisten Leichname noch unerkannt geblieben, also daß man, ohne zu übertreiben, die Zahl der Verbrannten beiläufig auf zweitausend ansetzen kann. Selben Abend noch wurden Eisernen und Gewölbe geöffnet und die Leichen gruppenweise

herausgezogen. Aus den Trümmern eines Hauses grub man noch fünf Menschen lebend hervor, die jedoch bald darauf starben. Das Hospital des deutschen Wohlthätigkeits-Vereins, in welchem katholische Schwestern angestellt waren, verbrannte, und zwar, wie sich durch Nachgrabungen erwies, mit einem Theil seiner Insassen, unter denen viele waren die sich dorthin geflüchtet. Da die guten Schwestern sich sicher glaubten in dem Hause, einem der besten aus Stein gebauten, so wurden die Rettungsmaßregeln zu spät getroffen. Drei Mitglieder des Spitalvorstands, die Herren Seefeldt, Hofmeister des Sultans, Kunzler und Krebs, ein geborner Ungar, welche noch einen heldenmüthigen Versuch wagten die hilflosen Kranken zu retten, fanden bei ihren Anstrengungen einen ehrenvollen Tod. Herrn Seefeldt, aus Bayern stammend, gelang es noch in fürchterlich verbranntem Zustande aus dem glühenden Hause zu eilen, er starb jedoch schon am Pfingstmontag an seinen Wunden. Das Hospiz der deutschen Diakonissen blieb erhalten, schmerte aber während einiger Stunden in der größten Gefahr. Mit vieler Umsicht gelang es der Oberschwester, Barbara genannt, die Kranken in Sicherheit zu bringen. Auch die von Diakonissen geleitete Kleinkinderschule verbrannte, doch glücklicher Weise kam keines der Kinder um. Die deutsche Kirche, welche mitten im Quartiere von Anadolischschirme steht, blieb unversehrt, was fast als ein Wunder angesehen werden kann.

Man erzählt von einer vornehmen, reichgeliedeten Frau, die ohne Kopfbedeckung, mit aufgelöstem Haar, wie wahnhaftig durch die Straßen rannte und einen Sessel vor sich hertrug, in der Meinung, sie habe ihr geliebtes Kind dem Flammentode entrisen!

Furchtbar wüthete der Brand auf einem Raume von anderthalb Stunden im Umfang! Einzelne, vom starken Winde gejaagte Funken zündeten Häuser an, die noch fünfzig bis sechzig Klafter weit von den schon in Flammen stehenden entfernt waren, und auf einmal war wieder eine ganze Gasse vom Feuer ergriffen! An's Retten von Hab und Gut war da nicht zu denken, glücklich noch, wer mit dem nackten Leben davon kam! Viele flüchteten auf die türkischen Friedhöfe, in die Gärten, unter die hohen Mauern der Kasernen. Unmöglich kann man sich einen rechten Begriff machen von all diesem Jammer und Elend und herzerregenden Ausstritten, und der Bote mag's auch nicht versuchen, eine genauere Schilderung davon zu geben; das Zeichner des

großen Bildes kann's thun an seiner Statt. Lobenswerth ist das Verhalten der türkischen Minister, die bei diesem schrecklichen Unglück treulich ihre Pflicht erfüllt haben, und die Rettungsversuche mit rühmlichem Eifer leiteten. Der Kriegsminister ließ sogleich die vor dem Brande gesicherten Kasernen räumen, um die Obdachlosen aufzunehmen. Aus dem Innern Konstantinopels wurden Hunderte von Wagen herbeigeführt, mit Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Zelten, um vorläufig die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Der Sultan selbst eilte der Brandstätte zu, allein es war ihm unmöglich durch das ungeheure Menschengewirre hindurch zu dringen. Er suchte nun durch Geschenke und Gaben aller Art die Noth der Unglücklichen zu mildern.

Durch alle Länder Europa's, ja rings auf der ganzen Erde, wird der Hülfesruf erschallen und offene Ohren und offene Herzen finden. Frankreichs wohlthätige Kaiserin ist mit edelm Beispiel vorangegangen und schickte, gleich bei der ersten Kunde von der so furchtbar schweren Heimsuchung am Pfingstfeste, zehntausend Franken nach Konstantinopel, der gastfreundlichen und glänzenden Aufnahme sich erinnernd, die ihr dort, vor einigen Monaten erst, zu Theil geworden.

Schließlich wünscht der Bote tief aus Herzensgrund, möge der Gott alles Trübses in Gnaden mit den Verunglückten sein und die tiefen Wunden heilen, welche der gräßliche Feuertod ihrer Lieben und der Verlust ihrer Habe so grausam ihnen geschlagen!

Vor Feuer und vor Wassernoth,  
Behüt' und, lieber Herr und Gott!

### Ein Brief aus dem Rothenberg.

Weil du dir, lieber Botenmann, die Aufgabe gestellt hast, deinen Lesern, neben erheiternden Erzählungen und lustigen Stücklein, auch nützliche Rathschläge mitzutheilen, so denk' ich mir, du wirst in deinem Kalender vielleicht ein Plätzchen finden für diesen meinen Brief hier, der eine Frage behandeln soll, die uns Arbeiterleute sehr nahe angeht.

Ohne Geld wird, wie Jedermann weiß, in der Welt nichts ausgerichtet, daher das Herbeschaffen desselben, für Alle, die seiner bedürftig sind, gewaltigen Werth hat. Nun aber wollen die Capitalisten und Geldausleiher nicht Gefahr laufen, es lediglich in Schaum aufgehen zu lassen, und begehren darum gehörige und solide Bürgschaft. Diese Bürgschaft aber leisten die

Land  
auf  
sich  
für  
lich  
lich  
schä  
Sie  
tigle  
die  
und  
pelt  
leben  
denen  
auf  
gerath  
tropfen  
Wer  
Zahl  
den  
leg  
nur  
loben  
und  
diese  
nicht  
dem  
Heil  
Wohl  
Achse  
daß  
sehr  
Was  
ich  
eigener  
allzu  
Jeder  
legen  
darnach  
den;  
vermie  
ändern  
Pfug  
zu  
fragen  
abwer  
rath.  
Verse  
die  
mache  
Angeb  
nur  
mehr  
im  
Stam  
haas  
im

## Der Pfingstsonntag 1870 in Konstantinopel.

(Mit einer großen Abbildung.)

Erinnert der Bote sich recht, so hat er seine geneigten Leser noch niemals eingeladen, mit ihm eine Reise nach Konstantinopel, der großen und schön gelegenen Hauptstadt der Türkei, zu machen. Dießmal hat er's im Sinn, muß jedoch von vorn herein sagen, daß es keine Lustreise sein wird, denn wir sollen dort nur Jammer und Noth und Elend antreffen, die unausbleiblichen Folgen eines schrecklichen und verheerenden Brandes, der die Hälfte einer der Vorstädte, Pera genannt, in einen Schutthausen verwandelte. Solches geschah am Pfingstsonntag des Jahres 1870, also daß man leider sagen muß, Peras Einwohner sind am Pfingstfest auch mit Feuer getauft worden!

Konstantinopel, die Türken nennen 's Stambul, ist die Residenz des Sultans, und liegt an der Meerenge gleichen Namens, die das Meer von Marmara mit dem Schwarzen Meere verbindet, und auf mehreren Hügeln. Kaiser Konstantin, nach welchem die Stadt genannt wird, erbaute sie auf den Trümmern des alten Byzanz. Es ist eine wunderschöne Gegend dort und ein klarer herrlicher Himmel. Von ferne gesehen, bietet Konstantinopel einen großartigen Anblick dar, kommt man aber hinein, so findet man enge, schmutzige und schlecht gepflasterte Straßen und Gassen und niedere, bloß in Holz gebaute Häuser, die gewaltig abstechen gegen die einzelnen großen Gebäude, zu denen die türkischen Tempel mit ihren schlanken Thürmen, des Sultans Residenzschloß und der Harem, die Wohnung seiner Frauen, gehören. Das kaiserliche Schloß, oder der Serail, hat nicht weniger als eine Stunde im Umfang, und neun Eingangsthore. Von einer dieser Pforten, der schönsten, kommt die Benennung der türkischen Regierung her: die Pforte, oder auch die Hohe Pforte.

Also, von der Vorstadt Pera soll jetzt die Rede sein. Hier wohnen die Gesandten der christlichen Mächte, und eine große Zahl Europäer, aus allen Nationen, haben sich daselbst angesiedelt und Kirchen und Schulen und Spitäler erbaut. Schon am Pfingstmontag, den 6. Juni, kündigte hier zu Lande der Telegraph an, daß, den Tag vorher, eine ungeheure Feuersbrunst in Konstantinopel ausgebrochen sei, und daß an tausend Häuser ein Raub der verzehrenden Flammen geworden. Diese wenigen Worte ver-

breiteten Angst und Kummer und Mitgefühl in jeder zarten Menschenbrust, und in großer Spannung wurden die geschriebenen Nachrichten erwartet, welche mehrere Tage später erschienen, und aus denen nun der Bote seinen lieben Lesern das hauptsächlichste mitzuthellen gedenkt.

Am Pfingstsonntag, den 5. Juni, war Pera, eine der Vorstädte Konstantinopels, der Schauplatz eines schrecklichen Unglücks. Um zwei Uhr Nachmittags brach im nördlichsten Stadttheil, in einer kleinen Bäckerei, unten an der armenischen Kirche der Tarimstraße, eine Feuersbrunst aus, die anfänglich ganz unbedeutend schien, und, wie dies immer der Fall, von der türkischen Behörde mit sträflicher Nachlässigkeit behandelt wurde. Die natürliche Folge davon war, daß, angefacht durch einen starken Nordwind, das zuvor wenig bedrohend scheinende Feuer eine solche Ausdehnung erlangte, welcher gegenüber selbst eine europäisch organisirte Feuerwehr ohnmächtig gewesen wäre. In kaum zwölf Stunden lagen nahezu drei Fünftel der Vorstadt in Asche; die veränderte Richtung des Windes, wie auch andere glückliche Umstände, retteten den gen Süden gelegenen Stadttheil, nachdem etwa fünf bis sechstausend Häuser, meistens in Stein erbaut, und von denen einzelne für unzerstörbar galten, vernichtet worden, und beinahe dreißigtausend Menschen ihr Obdach verloren hatten. Unter den niedergebrannten Gebäuden befinden sich besonders das armenisch-katholische Patriarchat, die armenisch-katholische Kirche, welche Eugenie, die Kaiserin der Franzosen, erst neulich mit herrlichen Gobelinstapeten geschmückt, das italienische Palais, das Hotel Luxemburg, das lateinische Patriarchat und der englische Gesandtschaftspalast, dessen Bau allein 110,000 Pfund Sterling gekostet — ein Pfund Sterling gilt 24 Fr. 40 C. — und welcher, mitten in einem von hohen Mauern umgebenen Garten gelegen, für durchaus sicher galt. Was aber diesen Brand ganz besonders von den früheren Feuersbrünsten auszeichnet, ist der unerhörte Verlust an Menschenleben, den die europäischen Anstellungen erlitten haben. Schon am zweiten Tage nach dem Brande sind fünfhundert Beerdigungsscheine auf dem dazu bestimmten amtlichen Bureau gelöst worden, und doch waren die meisten Leichname noch unerkannt geblieben, also daß man, ohne zu übertreiben, die Zahl der Verbrannten beiläufig auf zweitausend ansetzen kann. Selben Abend noch wurden Cisternen und Gewölbe geöffnet und die Leichen gruppenweise

herausgezogen. Aus den Trümmern eines Hauses grub man noch fünf Menschen lebend hervor, die jedoch bald darauf starben. Das Hospital des deutschen Wohlthätigkeits-Bereins, in welchem katholische Schwestern angestellt waren, verbrannte, und zwar, wie sich durch Nachgrabungen erwies, mit einem Theil seiner Insassen, unter denen viele waren die sich dorthin geflüchtet. Da die guten Schwestern sich sicher glaubten in dem Hause, einem der besten aus Stein gebauten, so wurden die Rettungsmaßregeln zu spät getroffen. Drei Mitglieder des Spitalvorstands, die Herren Seefelder, Hofschler des Sultans, Runzler und Krebs, ein geborner Ungar, welche noch einen heldenmüthigen Versuch wagten die hilflosen Kranken zu retten, fanden bei ihren Anstrengungen einen ehrenvollen Tod. Herr Seefelder, aus Bayern stammend, gelang es noch in fürchterlich verbranntem Zustande aus dem glühenden Hause zu eilen, er starb jedoch schon am Pfingstmontag an seinen Wunden. Das Hospiz der deutschen Diakonissen blieb erhalten, schwebte aber während einiger Stunden in der größten Gefahr. Mit vieler Umsicht gelang es der Oberschwester, Barbara genannt, die Kranken in Sicherheit zu bringen. Auch die von Diakonissen geleitete Kleinkinderschule verbrannte, doch glücklicher Weise kam keines der Kinder um. Die deutsche Kirche, welche mitten im Quartiere von Ainali-Tschesme steht, blieb unversehrt, was fast als ein Wunder angesehen werden kann.

Man erzählt von einer vornehmen, reichgekleideten Frau, die ohne Kopfbedeckung, mit aufgelöstem Haar, wie wahnsinnig durch die Straßen rannte und einen Sessel vor sich hertrug, in der Meinung, sie habe ihr geliebtes Kind dem Flammentod entrisen!

Furchtbar wüthete der Brand auf einem Raume von anderthalb Stunden im Umfang! Einzelne, vom starken Winde gejagte Funken zündeten Häuser an, die noch fünfzig bis sechzig Klafter weit von den schon in Flammen stehenden entfernt waren, und auf einmal war wieder eine ganze Gasse vom Feuer ergriffen! An's Ketten von Hab und Gut war da nicht zu denken, glücklich noch, wer mit dem nackten Leben davon kam! Viele flüchteten auf die türkischen Friedhöfe, in die Gärten, unter die hohen Mauern der Kasernen. Unmöglich kann man sich einen rechten Begriff machen von all diesem Jammer und Elend und herzzerreißenden Auftritten, und der Bote mag's auch nicht versuchen, eine genauere Schilderung davon zu geben; das Zeichner des

großen Bildes kann's thun an seiner Statt. Lobenswerth ist das Verhalten der türkischen Minister, die bei diesem schrecklichen Unglück treulich ihre Pflicht erfüllt haben, und die Rettungsversuche mit rühmlichem Eifer leiteten. Der Kriegsminister ließ sogleich die vor dem Brande gesicherten Kasernen räumen, um die Obdachlosen aufzunehmen. Aus dem Innern Konstantinopels wurden Hunderte von Wagen herbeigeführt, mit Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Zelten, um vorläufig die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Der Sultan selbst eilte der Brandstätte zu, allein es war ihm unmöglich durch das ungeheure Menschengewirre hindurch zu dringen. Er sucht nun durch Geschenke und Gaben aller Art die Noth der Unglücklichen zu mildern.

Durch alle Länder Europa's, ja rings auf der ganzen Erde, wird der Hülfesruf erschallen und offene Ohren und offene Herzen finden. Frankreich wohlthätige Kaiserin ist mit edelm Beispiel vorangegangen und schickte, gleich bei der ersten Kunde von der so furchtbar schweren Heimsuchung am Pfingstfeste, zehntausend Franken nach Konstantinopel, der gastfreundlichen und glänzenden Aufnahme sich erinnernd, die ihr dort, vor einigen Monaten erst, zu Theil geworden.

Schließlich wünscht der Bote tief aus Herzensgrund, möge der Gott alles Trostes in Gnaden mit den Verunglückten sein und die tiefen Wunden heilen, welche der gräßliche Feuertod ihrer Lieben und der Verlust ihrer Habe so grausam ihnen geschlagen!

Vor Feuer und vor Wasser'snoth,  
Behüt' uns, lieber Herr und Gott!

#### Ein Brief aus dem Kochersberg.

Weil du dir, lieber Botenmann, die Aufgabe gestellt hast, deinen Lesern, neben erheiternden Erzählungen und lustigen Stücklein, auch nützliche Rathschläge mitzutheilen, so denk' ich mir, du wirst in deinem Kalender vielleicht ein Plätzchen finden für diesen meinen Brief hier, der eine Frage behandeln soll, die uns Ackerleute sehr nahe angeht.

Ohne Geld wird, wie Jedermann weiß, in der Welt nichts ausgerichtet, daher das Herbeischaffen desselben, für Alle, die seiner bedürftig sind, gewaltigen Werth hat. Nun aber wollen die Capitalisten und Gelddausleiber nicht Gefahr laufen, es lediglich in Schaum aufgehen zu sehen, und begehren darum gehörige und solide Bürgschaft. Diese Bürgschaft aber leisten die

Landbewohner damit, daß sie Geld aufnehmen auf Hypothek, das heißt, daß sie ihre Gebäulichkeiten und ihre Aecker anbieten als Pfand für das entliehene Geld. Dieß jedoch ist gewöhnlich die Ursache, wegen welcher viele unsrer Landbewohner immer mehr und mehr schlechte Geschäfte machen und den Krebsgang einschlagen. Sie verwenden ihren Fleiß und ihre rastlose Thätigkeit auf den Anbau von Feldern und Aeckern, die ihnen kaum drei vom Hundert einbringen, und das entliehene Geld kostet sie ungefähr doppelt so viel. Wie kann man, wenn die Sachen so stehen, auf einen grünen Zweig gelangen? Wodenen soll gar nicht einmal die Rede sein, die auf solchem Wege in die Hände der Wucherer gerathen, welche schamlos den letzten Blutstropfen ihnen ausaugen.

Wenn ich recht berichtet bin, so hat sich die Zahl derer, die Geld auf Hypothek nehmen, in den letzten Jahren bedeutend vermindert, und nur von ganzem Herzen kann man diejenigen loben und ihnen Beifall zollen, welche so klug und vernünftig geworden sind. So lange wir diese verderbliche Art uns Geld zu verschaffen nicht ganz an den Nagel werden gehängt und aus dem Sinne geschlagen haben, dürfen wir kein Heil und kein Gedeihen erwarten!

Wohl wird da Mancher die Nase rümpfen, die Achseln zucken und die alte Wahrheit anführen, daß nichts leichter sei auf der Welt als Rath erteilen, und daß ich, der ich obigen Rath gebe, sehr wenig von der Sache zu verstehen scheine. Was aber diese Einwendung betrifft, da kann ich ganz offenherzig antworten, daß ich aus eigener Erfahrung rede. Wir haben leider nur allzu oft den schlimmen und argen Fehler, daß Jeder ein Großbauer sein will. Findet sich Gelegenheit einen Acker zu kaufen, flugs greift man darnach und steckt sich immer tiefer in Schulden; oder auch, werden sogenannte Giltgüter vermietet, so überbietet man hartnäckig die Andern, um nur desto mehr Aecker unter den Pflug zu bekommen, ohne sich vorher ernstlich zu fragen, ob diese Aecker auch so viel Ertrag abwerfen, daß man dabei nicht in Armuth gerät. Sind mir doch Fälle bekannt, wo selbst die Versteigerer solcher Güter sich gedrungen fühlten die unklugen Steigerer darauf aufmerksam zu machen, daß sie zu hoch und weit gehen in ihren Angeboten. Nun aber ist ja sonnenklar, daß, wer nur immer gesunden Menschenverstand hat nicht mehr übernehmen und sich aufladen soll, als er im Stand ist zu leisten, und hier gerade liegt der Haas im Pfeffer! Man nimmt mehr Pachtfelder

in Anbau, als man Zeit und Kraft genug hat Meister darüber zu werden. Und was ist die traurige Folge davon? Der Ertrag der Felder, die nicht gehörig besorgt werden können, wird von Jahr zu Jahr geringer und macht die Miesher, die sich reicher glauben, um so ärmer. Das einzige uns übrig bleibende Mittel, um aus dieser Verlegenheit herauszukommen, besteht nun gerade darin, daß man die Zahl seiner Aecker eher weislich vermindere, anstatt sie zu vermehren, daß man nur so viel übernimmt als man im Stand ist zu bewältigen. Wenige, aber gut bepflanzte Aecker tragen unendlich mehr ein, als viele und schlecht oder unzureichend bepflanzte. Ueberall wird die Klage laut, man leide Mangel an Feldarbeitern, doch ist's richtig und gewiß, daß, je größer und weitläufiger die in Anbau genommenen Grundstücke sind, man desto mehr fleißige und rüstige Arme braucht, um sie gehörig zu bestellen.

Wer von seinen Zugthieren viele und angestrenzte Arbeit verlangt, der muß ihnen auch das gehörige Futter gewähren; sind sie schlecht und kärglich genährt, so werden sie auch um so weniger leisten. Dieß gerade gilt ebenfalls von den Feldern: Was kann der Ertrag eines Ackers sein, dem man alle Nahrungstoffe entzogen hat? Also vor allem ist Dünger, Besserung unumgänglich von Nothen! Je mehr Aecker aber ein Landmann besitzt, desto sparsamer auch muß er mit dem Dung verfahren, und das hat den ganz natürlichen Erfolg, daß der Ertrag der Felder immer mehr und mehr abnimmt. Je reiflicher ich mir die Sache überlege, um so klarer sehe ich ein wie vernünftig die Ackerbau-Comizie von Mülhausen handelt, wenn sie von den Landleuten verlangt, die Zahl ihrer Aecker so einzuschränken, daß sie Meister darüber werden können, so sich einzurichten, daß sie hinlänglich Besserung haben, um, so zu sagen, Grund und Boden zu zwingen, einen reichern Ertrag zu liefern. Dort ist man der Meinung, wenigstens die Hälfte des Bodens, den ein Bauer besitzt, solle dazu verwendet werden, Futter für das Vieh herbeizuschaffen. Gut genährte Thiere arbeiten nicht allein besser, sondern geben auch Dünger in reicherm Maße. Auf diese Weise wird der Ertrag der Felder bedeutend vermehrt, und bei den immer höher steigenden Fleischpreisen bringt die Viehzucht dem Landmanne manch schönes Stück Geld ein.

Ferner hab ich irgendwo gelesen, daß man im Oberland eifrig sich bestrebt, gutes Vieh herbeizuschaffen, was uns Unterländern natürlich auch soll angelegen sein. Nachdem man lange Zeit

versucht hat, solches in der Schweiz oder sonstwo zu finden, hat man endlich eingesehen, die einfachste Art, den Viehstand zu verbessern, bestehe darin, daß man die einheimischen, zur Vermehrung bestimmten Thiere so auswählt, daß nur die besten jungen Stiere aufgezogen werden, um den Viehstand zu verbessern. Schöne und ehrenvolle Belohnungen werden an die umsichtigen und verständigen Züchter ausgetheilt; doch höhere Belohnung noch finden dieselben in dem Bewußtsein, so viel an ihnen war, beigetragen zu haben zum Wohl des Landes, indem sie die guten, von erfahrenen Männern ihnen gegebenen Rathschläge, wohlweislich befolgten.

#### Ein angehender Handelsmann.

Aller Anfang ist schwer, und Lehrgeld muß man in jeder Sache bezahlen, bevor's zu etwas Rechtem gebracht wird; diese Wahrheit hat auch ein rühriger und durchaus nicht auf den Kopf gefallener Israelitenjunge von Quagenheim erfahren, der dem Boten folgendes Strückerlein erzählte, aus der Zeit in welcher er anfang, als noch äußerst unerfahrener Knabe, mit dem Handel sich zu befassen. Wir wollen den Jungen seine erbauliche und lehrreiche Geschichte selber erzählen lassen, besonders da er uns recht gerne die Erlaubniß dazu gegeben hat. Also, der angehende Handelsmann spricht:

Mit dem Hirten von Wywersche passirte mir einmal, es war zur Herbstzeit, eine lächerliche Geschichte. Als die Schafe schon geschoren worden, kam ich zu ihm und fragte, ob er keine Felle oder sonst etwas zu verhandeln habe. Warum nicht, sagt er, hat er gesagt, da hab ich just ein großes prächtiges Schaffell, das ich dir um fünfzehn Sous verkaufen kann. Ich bemerkte ihm gleich, daß sei zu theuer, weil das Fell keine Wolle mehr habe. Wah! meint der Pffflus, das hat ja durchaus nichts zu bedeuten, denn die Wolle wächst bald wieder nach, weil das Schaf nur geschoren worden und darum die Wurzeln der Wolle noch alle im Fell stecken. Wenn du dann heimkommst, so darfst du's nur gleich aufhängen, recht auseinander, und jeden Morgen und jeden Abend tüchtig mit frischem Wasser spritzen, und du wirst dein Wunder sehen, wie die Wolle so schnell wieder herauschlupft. In meiner Dummheit glaubte ich dem pfiffigen Schäfer auf's Wort, gab ihm zehn Sous und zwei Strängel Nads, und kehrte lustig und wohlgemuth nach Zwagene zurück, überaus zufrieden ob meines wohlfeilen Ankaufs. Aber trotz

des Aufhängens und trotz des fleißigen Spritzens blieb das Fell kahl und glatt wie ein Spiegel, und weder Federn noch Wolle kamen zum Vorschein. Ihr könnt euch denken, daß ich tüchtig ausgelacht und aufgezogen wurde wegen meines ersten geschiedten Handels. Heute bringt mich Keiner mehr so d'ran!

#### Der Gulenthurm.

(Mit einer Abbildung.)

Nach einer guten, mit edeln Weine reichlich gewürzten Mahlzeit, waren wir Alle lustig und heiter gestimmt, und das Erzählen, während des langen Nachtricks, merkwürdiger Begebenheiten und eigener Erlebnisse, dauerte schon eine geraume Weile.

„Nun wäre die Reihe an Ihnen, Freund Heinrich,“ sagte einer der Gäste zu mir, und leerte vollends sein Glas Chambertin.

„Barhaftig, liebe Freunde, da bin ich übel d'ran!“ suchte ich mich zu entschuldigen; „mein Leben floß immer so still und friedlich dahin, daß ich, so sehr ich auch meine Erinnerungen anstrengte, nichts finde, das des Erzählens werth wäre.“

Allgemeiner, kräftiger Widerspruch empfing ringsum meine Worte, denn Aller Köpfe waren mehr oder minder erhitzt, und ich merkte gar wohl, daß ich, übel oder wohl, dem Wunsche sämtlicher Tischgenossen entsprechen müsse. Sobald ich meinen Entschluß kund gethan, ward's plötzlich mäuschenstill im Saale; dann wurden die Gläser frisch gefüllt und Alle schauten mich an in gespannter Erwartung. Solches gab mir guten Muth.

Meine Herren, begann ich, und steckte eine Cigarre ganz gemüthlich an, gegen Ende des Jahres 1818 riefen mich sehr wichtige Geschäfte nach Spanien und zwangen mich, beinahe ein ganzes Jahr lang, in Andalusien zu verweilen.

Ich zählte damals kaum dreiundzwanzig Jahre. Anstatt in Cadix, der engsträßigen, schmuzigen Stadt, mich einzuschließen, mietete ich ein kleines niedliches Landgut bei Puerto-Real, einem freundlichen Orte mit weißen, schmucken Häusern, drei Meilen von Cadix gelegen, wohin ich, zwei oder dreimal wöchentlich, auf einem stattlichen, wunderschönen Renner ritt, um die mir anvertrauten Geschäfte zu besorgen.

Viel wurde zu jener Zeit von einem gewissen Jose Maria gesprochen, der lange Spanien's

Heerstraßen als Räuberhauptmann unsicher gemacht und reichliche Beute erstohlen hatte. Nachdem er mit der Regierung Frieden geschlossen, zog er sich nach Cadix, seiner Vaterstadt, zurück und lebte daselbst still und ruhig und ehrbar vom Ertrag seiner früheren Räubereien.

Von diesem ehemaligen Banditen wurden unerhört kühne Thaten erzählt, die mich überaus neugierig machten und den Wunsch in mir erweckten, mich einmal mit ihm in derselben Gesellschaft zu finden.

Da erhielt ich ganz unverhofft ein Schreiben von Don Torribio Duesada, einem meiner Cadixrer Bekannten, der mir meldete, daß, an selbigem Abend, der berühmte Jose Maria sein Gast sein werde, und mich einlud, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, um die Bekanntschaft des einst so gefürchteten Räubers zu machen.

Diese Nachricht erfüllte mich mit Freude. Ich ließ mein Pferd satteln und ritt hoffnungsvoll nach Cadix. Zwei Stunden später saß ich gemüthlich in Don Torribios Saal, in welchem auch Jose Maria pünktlich sich einstellte.

Es war juft der Mann, wie ich mir ihn vorgestellt; meine Einbildungskraft hatte sich ein treues Bild von ihm entworfen. Pfeilschnell entflohen die Stunden in seiner Gesellschaft. Er machte gar gewaltigen Eindruck auf mich, als er mit seiner klangvollen, kräftigen Stimme und ungewöhnlicher Offenherzigkeit die ergreifenden und erschütternden Vorfälle seines vielbewegten Lebens erzählte.

Endlich mußte halt doch geschieden sein! Jose Maria verließ uns, nachdem er noch ein letztes Glas perlenden Weins getrunken und freundschaftlich die Hand uns gedrückt hatte.

Freund Torribio bot mir an, ich solle die Nacht unter seinem Dache zubringen, denn es war bereits spät und der Rückweg nach Puerto-Real drei Meilen lang.

Mein Kopf war schwer geworden vom vielen Trinken und Aufmerken und Mäudern und Rauchen, doch einen Rausch fühlte ich gerade nicht. Von Natur aber ziemlich eigen Sinnig, hörte ich nicht auf meines Freundes wohlgemeinte Bemerkungen, dem's für mich bangte, theils wegen der späten Stunde, theils wegen der Unsicherheit der Straße. Ich bestand darauf, sogleich fortzureiten und wir stießen noch einmal die Gläser an zum Abschied. Ich schwang mich in den Sattel, schlug sorgfältig den schützenden Mantel um mich, gab meinem guten Pferde die Sporen und eilte davon, hinaus in die finstere Nacht.

Dichte, schwarze Gewitterwolken zogen und

rollten schwerfällig ob meinem Haupte; die Luft war heiß und schwül; große Regentropfen fingen an zu fallen. Von Zeit zu Zeit ließ sich der Donner grollend vernehmen in dunkler Ferne, von hellleuchtenden Blitzen begleitet, die mein Ross verblendeten, das vor Furcht und Schrecken sich häumte.

Mühsam zog ich die einsame Straße dahin, den Kopf voll von all den Raub- und Mordgeschichten, welche Jose Maria während des ganzen Abends erzählt hatte, und meine Blicke schweiften unruhig ringsum, und suchten die Finsterniß zu durchdringen, um den Fallstricken der räuberischen Reiter der Nacht, der Banditen, zu entgehen, welche dazumal die Straßen des schönen Landes höchst unsicher machten.

Es fehlte mir nicht an Waffen. Den Weg zwischen Cadix und Puerto-Real kannte ich gut genug, um zu wissen, was ich hätte befürchten können. Selben Abend jedoch, in Folge von Jose Maria's Erzählungen, überfiel mich ein außerordentlicher Schrecken, und ich muß offenherzig gestehen, daß es vor Allem mir bangte.

Nach und nach war das Wetter unerträglich geworden. Der Himmel glich einem ungeheuern Feuermeer; schnell nach einander sich folgende Blitze verbreiteten eine salbe, unheimliche Helle; in Strömen stürzte der Regen nieder; kurzum, das schon lange drohende Gewitter brach los mit furchtbarer Gewalt.

Mein sonst so sicheres Pferd stolperte bei jedem Schritte, und ich mußte die größte Vorsicht anwenden, um nicht heruntergeworfen zu werden. Bis auf die Haut war ich durchnäßt und verwünschte meinen Eigensinn. Es reute mich nun schmerzlich, Torribios gastliches Anerbieten abgeschlagen zu haben, und ich wußte nicht mehr, welchen Heiligen ich um Schutz anrufen sollte. Plötzlich erinnerte ich mich an eine alte Ruine, die nicht mehr weit von mir sein konnte, und in der ich ein Obdach zu finden hoffte gegen das schreckliche Unwetter.

Ich nahm die Richtung dahin, so gut ich konnte inmitten der dichten Finsterniß, und siehe, nach wenigen Augenblicken gelangte ich glücklich zu dem verfallenen Gemäuer.

Es war ein alter Thurm, Ueberreste eines Ritterschlosses, und nach und nach vom Zahne der Zeit zernagt. Dede und verlassen stand er da, und so viel ich mich erinnerte, diente er nur den menschen scheuen Nachtvögeln zum Quartier. Die Umwohner nannten diese Trümmer, und nennen sie vermuthlich heute noch, den „Eulenthurm,“ ein Name, der mit vollem Recht gegeben wurde.

Ich stieg vom Pferd und, den Zügel um den Arm schlingend, betrat ich mit dem völlig bezregneten Thiere einen großen Saal, dessen düsterer, trauriger Anblick mich tief in der Seele ergriff.

Von diesem Culenthurm erzählte man sich wunderbare, seltsame Geschichten, die mir jetzt alle in's Gedächtniß kamen und mir Mark und Bein durchschauerten; ein kalter Schweiß überlief mich, und unruhig und gespannt schaute ich ringsumher. Der betretene Saal nahm die ganze Breite des Thurmes ein; er hatte drei schmale Fensteröffnungen, durch welche der Wind den Regen stromsweise hereinpeitschte. Im Hintergrund führte eine Wendeltreppe indie oberen Gemächer; in einer Ecke ragte ein Haufen Steinschutt bis an die gewölbte Decke. Zu meinem größten Schrecken erblickte ich, mitten im Saal, ein noch ziemlich hell lodrendes Feuer.

Wer waren des Thurmes Bewohner? Wo mochten sie jetzt sein? Da ich mich nicht unüberlegt in Gefahr begeben wollte, kehrte ich auf die Straße zurück und spähere behutsam nach allen Seiten, doch war's so stockfinster, daß ich nichts entdecken konnte; bloß das wüthende Drausen und Pfeifen des Windes schlug an mein Ohr. Dadurch etwas ermuthigt, umkreiste ich die alte Festung, und fand einen schoppenartigen Ort, woselbst ich mein treues Roß unterbrachte.

Ueberzeugt daß ich, für den Augenblick wenigstens, allein in den Trümmern sei, trat ich in den Saal zurück, stieg dann aber, um nicht überrascht zu werden, hinauf in das obere Stockwerk, wo ich einen, dem unteren ähnlichen Saal fand, aus dem wieder eine Wendeltreppe höher hinaufführte.

Um nicht widerstandslos einem etwaigen Angriff zu unterliegen, musterte ich sorgfältig meine Pistolen, hüllte mich dann fest in meinen Mantel und legte mich, dem Schutze des treuen und starken Gottes im Himmel mich anbefehlend, hart neben der Treppe nieder, um gleich bereit zu sein, und fest entschlossen, nicht einzuschlafen; die Müdigkeit aber und der reichlich genossene Wein beim Abendessen waren Schuld, daß meine Augen unwillkürlich zuzielen; meine Gedanken verdunkelten sich nach und nach und der Schlaf war nicht mehr ferne, als ich plötzlich lärmende Schritte vernahm, die mich wieder völlig wach riefen.

Zehn Männer ungefähr waren in den untern Saal gekommen. Von dem Orte wo ich lag, wenn ich meinen Kopf etwas vorbeugte, konnte ich sie sehen, ohne von ihnen entdeckt zu werden.

Alle waren sonnenverbrannt, sahen finster und unheimlich aus, und schienen starke, kräftige Leute zu sein. Sie trugen die so reiche und schmucke Kleidung der Andaluser und waren Alle bis an die Zähne bewaffnet. Sie hatten sich um's Feuer herumgesetzt, in das sie frisches Holz geworfen, und führten mit großer Hefrigkeit fast zu gleicher Zeit das Wort, von Zeit zu Zeit gierige Blicke auf zwei große Kisten werfend, welche sie mitgebracht und in eine Ecke gestellt hatten.

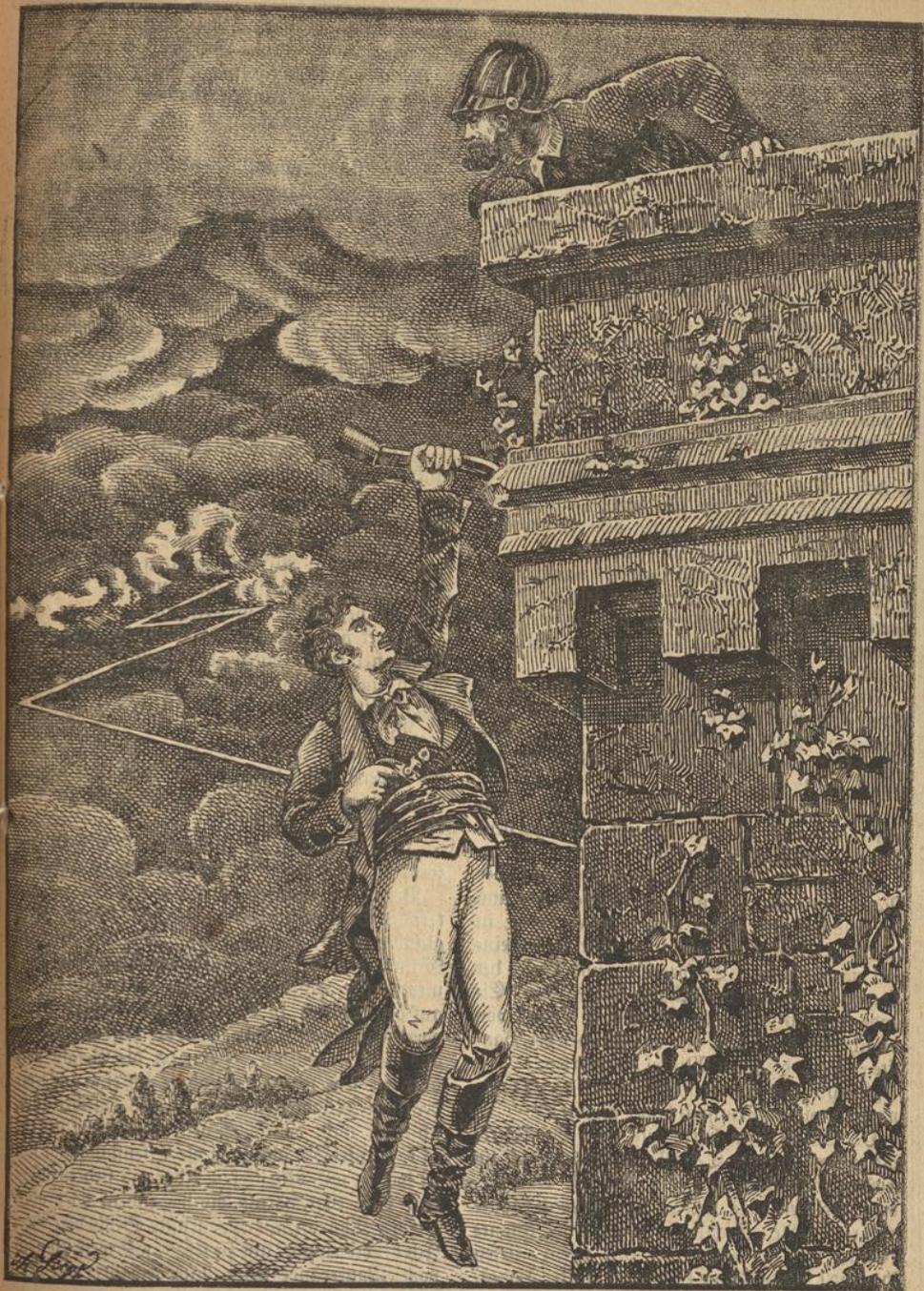
Schon die ersten Worte, welche ich hörte, ließen mir nicht den geringsten Zweifel über das gefährliche Treiben dieser Männer und über ihr schändliches Handwerk. Straßenräuber waren's! Sie gehörten zu der Bande des Nigno, eines berühmten Hauptmann's, der Jose Maria's Nachfolger geworden, und dessen Namen ganz Andalusien mit Schrecken erfüllte. Ihr Benehmen war sehr lebhaft und leidenschaftlich; oft griffen sie mit zornsprühendem Blick nach ihren Waffen, und ich glaubte zu verstehen, daß sie nicht einig werden konnten wegen der Theilung der gemachten Beute dort in den Kisten. Der Streit wurde zuletzt so heftig, daß ich hoffte, die Spitzbuben würden sich untereinander den Garaus machen. Wüthend waren sie aufgesprungen, hatten die Waffen gezogen und maßen sich wild und herausfordernd, als unversehens ihr Anführer erschien.

Dazumal war Nigno ein Mann von vierzig Jahren, hoch gewachsen und von starkem Körperbau; seine breiten Schultern und seine nervigen Arme bekundeten eine seltene Kraft. Der grelle Widerschein des Feuers gab seinen Gesichtszügen ein schreckhaftes Aussehen, das noch erhöht wurde durch das um seine fleischigen Lippen spielende spöttische Lächeln.

„Schon wieder Streit, schon wieder Händel!“ rief er mit barscher, donnernder Stimme; „Carra! könnt ihr nicht in gutem Einverständnis mitsammen leben, wie sich's für ehrbare Banditen geziemt?“

Einer der Räuber wagte eine Rechtfertigung, welche Nigno jedoch alsogleich unterbrach. „Still da!“ herrschte er ihm zu, „ich will nichts hören! Wahrhaftig, ihr lauert da ruhig um's Feuer herum, wie dumme Tölpel, ohne mehr an unsere gemeinfame Sicherheit zu denken, als wären wir allein auf der Welt! Ihr könnt euch glücklich schätzen, daß euer Hauptmann immer ein wachsames Auge hat! Sagt, wo ist der Reiter hingekommen, dessen Pferd ich soeben unter dem Schoppen gefunden, während ihr euch hier herumzankt?“

Bei diesen Worten durchrieselte mich ein kalter



Der Gulethurm.

Schauer. Ich merkte, leider zu spät, daß ich in eine Mäusefalle gerathen war, aus dem Regen in die Traufe. Ich sah durchaus kein Mittel, um aus dieser Räuberhöhle zu entfliehen; ganz im Stillen befahl ich mich dem Herrn im Himmel an, aber dennoch mit dem festen Vorsatze, mein Leben so theuer wie möglich diesem Raubgesindel zu verkaufen, denn ich wußte nur allzu gut was mir bevorstand, wenn ich in ihre Hände fiel.

„Wir wissen nicht, wo der Mann sein könnte, von welchem Ihr sprecht,“ meinte einer der Banditen; „bei unserer Ankunft war der Eulenthurm öde und verlassen.“

„Es ist möglich,“ entgegnete der Anführer. „Doch müssen zwei von euch Alles genau durchsuchen; er hält sich vielleicht in der Nähe versteckt.“

Zwei Räuber gingen hinaus, während der Hauptmann, ihre Rückkehr erwartend, im Saale auf und ab schritt. Bald kamen die Kundschafter zurück. „Nun, was gibt's?“ fragte Nigno.

„Nichts!“ lautete die Antwort; „das Pferd steht noch immer ruhig unter dem Schoppen, vom Reiter aber fanden wir keine Spur.“

„Hm! das ist doch höchst kurios!“ verwunderte sich der Hauptmann, und setzte seinen Gang durch den Saal gedankenvoll fort, in welchem Todesstille dem vorhin so lärmenden Treiben folgte.

Ich athmete tief auf, denn für den Augenblick glaubte ich alle Gefahr vorüber. Dem war aber nicht also! Nach einer Weile stand der Anführer still. „Hat man schon das Innere des Thurmes untersucht?“ fragte er.

„Wozu gut?“ meinten einige; „es wird doch kein ehrlicher Christenmensch sich geradezu dem Wolf in den Rachen werfen!“

„Wer weiß!“ sagte Nigno kopfschüttelnd; „der Mann, den wir suchen, war vielleicht vor uns hier und hat sich, als er euch kommen hörte, in die obern Stockwerke geflüchtet. Wir wollen einmal nachschauen.“ Er sprach's, und schritt der Treppe zu. Einige der Räuber folgten ihm. Eilends stieg ich in's zweite Stockwerk hinauf, von wo ich bald den Lärm und das Fluchen der Banditen hörte, die jeden Winkel ausspürten.

„Nichts und wieder nichts!“ rief der Hauptmann; „wir müssen noch höher hinauf!“

Der Eulenthurm hatte nur zwei Stockwerke und endigte in einer Terrasse, auf welcher ich im größten Schrecken anlangte. Ich sah mich verloren, verloren ohne Hülfe! Kein Mensch konnte mich retten. Mängstlich lief ich hin und her, schaute hinunter und sah nichts als den tiefen, tiefen Abgrund! Meine Zähne klapperten, kalter Todes-

schweiß rieselte über mein Angesicht und ich zitterte am ganzen Körper. Ich hörte die Schritte der Räuber auf der zweiten Stiege; sie verfolgten mich wie Jagdhunde; schauernd zählte ich die kurzen Augenblicke, die ich noch zu leben hatte.

In höchster Verzweiflung beschloß ich endlich, mich von dem Thurme hinabzustürzen, lieber als lebendig diesen Schurken in die Hände zu fallen, denn ich wußte, daß sie die Gewohnheit hatten, ihre Opfer gräßlich zu foltern, um desto reicheres Lösegeld zu erpressen. Ehe ich meinen verzweifelten Entschluß ausführte, schaute ich nochmals hinab in den Abgrund. Da gewahrte ich, ungefähr zwei Fuß unter mir, eine etwa meterlange Eisenstange, die von der Mauer aus frei hinausragte. Plötzlich kam mir der Gedanke, diese Stange zu meiner Rettung zu benützen.

Keine Minute war mehr zu verlieren, und ohne mich länger zu bedenken, kletterte ich über den Rand der Terrasse, ergriff die Eisenstange mit beiden Händen, ließ mich hinabhängen in den leeren Raum, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Alsbald langten meine Verfolger auf der Thurmzinne an, und ich vernahm deutlich ihr Schelten und Fluchen.

Immer noch dauerte das Gewitter fort, der Regen fiel in Strömen, fürchterlich heulte der Wind und von Zeit zu Zeit zerrissen helleuchtende Blitze die dunkeln Wolken.

„Wie Ihr seht, Hauptmann, hier ist Niemand!“ hörte ich einen der Banditen sagen, und ein Anderer setzte hinzu: „Kommt, wir wollen hinabsteigen, denn 's ist wahrlich nicht gut sein hier oben!“

„Nun, meinethwegen, kommt!“ rief Nigno zornig, „denn hier ist nichts, und da ist nichts!“

Bei diesen Worten entwand sich ein erleichternder Seufzer meiner gepreßten Brust. Ich glaubte mich gerettet, und aus dem tiefsten Grunde des Herzens dankte ich Gott für diese unverhoffte Hülfe und schickte mich an, wieder auf den Thurm zu klettern, denn meine Lage, oder vielmehr mein Hängen in der Luft war durchaus nicht angenehm. Jetzt, da die Gefahr vorüber zu sein schien, verspürte ich eine außerordentliche Müdigkeit in Armen und Händen und, ich weiß nicht war's Schein oder Wirklichkeit, es kam mir vor, als singe die Eisenstange an sich zu lockern und dem tiefen Abgrund sich zuzusenken. Eile that darum Noth, zudem da droben auf der Thurmzinne die größte Stille herrschte. Ich blickte empor, um zu sehen, wie weit ich noch vom Mauerrande wäre, und gewahrte mit dem

furchtbarsten Schrecken die höhrenden Züge des Hauptmanns, der unbeweglich und nachlässig daran lehnte und auf mich niederschaute voll teuflischer Schadenfreude!

Jetzt bog er sich abwärts, um mich zu fassen. Mit einer Hand ließ ich die Stange fahren, und zog mit der andern eine der im Gürtel steckenden gespannten Pistolen.

„Mach' keine Dummheiten, Kamerad,“ höhnte der Bandit, du entspringst mir nicht!“

Verzweifelt, in Todesangst, zielte ich nach ihm, und fühlte im selben Augenblick, wie das Eisen immer mehr und mehr sich senkte. Ich ließ die Pistole fallen und erfaßte mit der wieder freien Hand abermals die wankende Stange. „Lieber alles Andere, als einen solchen Tod!“ rief ich, und suchte mit übermenschlicher Kraft den Rand der Mauer zu erreichen.

„Nichts da!“ höhnte mein Feind mit höllischem Lachen; hier mußt du sterben wie ein Hund!“ Und er stieß mich unbarmherzig wieder hinaus! Ich verlor alles Bewußtsein; die allzu senkrecht gebogene Stange konnte mich nicht länger mehr tragen; trotz der krampfhaften Umfassung glitten meine Finger längs des Eisens hin; ich hörte nichts mehr als des Räubers teuflisches Hohngelächter, schloß meine Augen, um den fürchterlichen Abgrund, mein offenes Grab, nicht zu sehen, und . . . . .

„Und?“ riefen alle meine Zuhörer, wie aus Einem Munde, und in höchster Spannung ob meines plötzlichen Schweigens.

„Und erwachte,“ schloß ich meine Erzählung, „denn Alles war nur ein Traum gewesen! Vom reichlich genossenen Wein erhitzt, war ich, als ich kaum vor Cadix hinausgekommen, eingeschlafen. Alle die von Jose Maria aufgetischten Räubergeschichten spukten wie toll in meinem schweren Kopfe, während mein gutes und treues Pferd vorwärts zog auf wohlbekannter Straße und mich ruhig und sicher bis an mein Häu'chen bei Puerto-Real brachte, an dessen Thür es dann stehen geblieben, worauf ich aus meinem schrecklichen Traume plötzlich erwachte, der zwei volle Stunden mich gequält und gemeinigt hatte. Von ganzem Herzen dankte ich Gott, daß Alles nur ein Traum gewesen!“

### Der Leuchtturm auf Arkona.

Skizze von W. Stieber.

„Vater! Vater! um Gottes willen rasch, ein Schiff scheidet am Strande! Das Boot des Lootsen-Capitän ist umgeschlagen und unser gu-

ter Vetter liegt gar hart getroffen an der Küste! Ich werde schnell den Nachbar Andres holen,“ rief es vor der niedrigen Hütte des Lootsen-Aeltesten auf der Insel Rügen, und wie der Wind war der rüstige Bursche, von dem diese Worte ausgegangen, wieder verschwunden. An seine Stelle trat in wenigen Minuten eine kräftige, breitschultrige Gestalt aus dem niedrigen Hause, in welcher Jedermann auf den ersten Blick den ergrauten Seemann erkennen mußte. „John,“ rief er in die Hütte zurück, „beeile Dich mit Deinen Netzen, auf der See scheint's schlimm herzugehen; die Signale folgen Schuß auf Schuß, und den Leuten auf dem Schiffe wird's gerade nicht behaglich sein. Ich werde den Luger loslegen, der am Leuchtturm auf dem Strande liegt; bring' nur das große Ankertau zur Küste;“ mit diesen Worten eilte der Lootsen-Aelteste dem Meere zu.

Der Sturm peitschte furchtbar in seinen gebleichten Locken und er mußte den Strohhut fester auf das Haupt drücken, um in die freie See hinaus zu schauen. Diese bot ein überaus prächtiges Schauspiel dar. Haushoch stürzte Welle auf Welle und begrub sich selbst im sprudelnden Schaume. Der Blitz fuhr zischend in das tobende Element, und zerspalte das Meer bis zum tiefsten Grunde. Die Brandung tobte auf der rechten Seite des Leuchtturms, als wollte sie denselben in seiner Tiefe untergraben. und kaum vermochte man zwischen den Schlägen derselben die Nothschüsse zu unterscheiden, welche in weiter Ferne vom Meere aus herüberdrangen.

„Hab doch auch schon manchen Sturm erlebt!“ rief der alte Seemann kopfschüttelnd, heut aber nimmt sich die See besonders stattlich aus. Was nur der Junge vorhin von unserm Capitaine murmelte; war's nicht, als sagte er, das Lootsen-Boot wäre mit ihm umgeschlagen; und vermag ich doch keine Spur von demselben zu entdecken.“ — Kaum hatte der Lootsen-Aelteste dies Selbstgespräch beendet, als wilde und tobende Stimmen von der Hinterseite des Leuchtturmes zu ihm herüber drangen und eine gemischte Schaar von kräftigen Fischern, Kindern und Weibern den schmalen Felsenstrand hinaufflimmten.

„Was tragt ihr so bedächtigt in der weißen Leinwand?“ rief ihnen der Aelteste entgegen.

„Wir bringen traurige Nöhr,“ wurde ihm zur Antwort. „Der Lootsen-Capitän wollte mit dem Bruder Harrisson und dem alten Johnson dem Schiffe dort beim schweren Wetter den

Lootsendienste erweisen; doch nicht vermochte er, solches zu gewinnen, er mußte umkehren und auf die schwarze Bucht steuern, dort hat die Brandung ihn erreicht und mit zerschmettertem Schädel gegen den Felsen geworfen, nur der Bruder Harisson ist gerettet. — An Euch, alter Veitholm ist nun das Commando.“ Zugleich enthüllten die Männer den blutigen, triefenden Leichnam ihres Capitains. Der alte Veitholm zerdrückte mit Mühe eine Thräne welche sich über die gefurchten Wangen hinabstahl.

„Was schad't's, das ist das Schicksal jedes braven Seemannes; den trifft es heut, den Andern morgen. Doch was sehen wir hier, wie die alten Weiber, wo unsere Kraft nicht mehr ausreicht. Wenn er noch unter uns weilte, wie würde er eifern, daß wir so muthlos verzagen. Noch ist Hülf da drüben möglich; wenn das Schiff nur die Ecke gewinnen und vom Winde abkommen könnte, dann käme es hinaus in die hohe See und könnte es ruhig mit ansehen. Aber die Unglücks-Folle peitscht die Rührströmung hinein, als wollte sie in den Klippen spazieren gehen, und der Leuchthurm steht doch groß genug da, um zu zeigen, wie man das Steuer drehen muß.“

Inzwischen war es an der Küste sehr lebhaft geworden. Das Rollen des Donners und die Nothschüsse des bedrohten Schiffes hatten die sämtlichen Strandbewohner zusammen gerufen und die Kunde von dem Unglück ihres Capitains hatte dieselben wie ein Lauffeuer erregt. In kurzer Zeit hatten sie den großen Luggler flott gemacht, wohlgetakelt und mit den erfahrensten Lootsen bemannt: „Kinder,“ rief der alte Veitholm den Seinen zu, „drückt euern Weibern noch einmal kräftig die Hand, wer weiß, ob wir mit heiler Haut zurückkommen.“ Doch die Ermahnung des alten Commandeurs war völlig überflüssig, denn an der Küste gab es des Schmatzens und Herzens so viel, daß er zuletzt seine Kameraden kaum loszureißen vermochte und es noch eine ziemliche Weile dauerte, bis das Boot vom Lande stoßen konnte.

Der Luggler war das größte Fahrzeug der Lootsen. Auf das stärkste und kräftigste gebaut, überall mit doppelter Takelwerk ausgerüstet, und mit einem ungewöhnlich hohen Vorde versehen, war es dazu bestimmt, der furchtbaren Wuth der Elemente die Spitze zu bieten. Schon manches Menschenleben hatten die wackern Lootsen auf diesem Schiffe gerettet, schon manche kostbare Riste auf ihm ans Land geschafft. Die Lootsen hatten daher auch zu dem Luggler ein beson-

deres Vertrauen. Sie hielten denselben, in dem Aberglauben, zu welchem der Seemann so leicht geneigt ist, fast für heilig und nur im Augenblick der höchsten Noth bedienten sie sich seiner. Sehr bald hatte das Rettungsboot die enge Bucht, in welcher es an der Hinterseite des Leuchthurms vor den Wellen gesichert lag, verlassen und wurde ein Spielball des tosenden Elements. Bald wurde es auf dem Gipfel einer furchtbaren Welle in die Höhe geschleudert, daß es davon umzustürzen drohte, bald versank es in die Tiefe des Meeres und wurde auf Augenblicke den am Ufer stehenden Personen unsichtbar, die seinen Lauf mit ängstlichen Blicken verfolgten. Aber immer von Neuem arbeitete sich das Fahrzeug siegreich aus den Wellen empor, obwohl dieselben oftmals über ihm zusammenstürzten und es wie eine Wasserbrücke einhüllten.

Der alte Veitholm stand mit feierlichem Ernste am Steuerruder; so oft er auch von den Wellen bald rück- bald vorwärts geschleudert wurde, bewegte sich doch keine Muskel in dem gebräunten Gesichte des ergrauten Seemannes. Er hatte seinen Strohhut abgenommen, um einen desto freieren Blick in die See zu haben, und der furchtbare Drang, welcher mit noch immer zunehmender Gewalt wüthete, entblöhte den nackten Scheitel des alten Mannes. Mit Falkenaugen durchforschte er jede Woge der See, prüfte und vermied geschickt jede gefährliche Welle. Auf den Bänken saßen acht kräftige Gestalten, welche mit ihren muskulösen Armen die kolossalen Ruderstangen kräftig in die widerspännigen Wogen hineindrückten. Das flackernde Licht des Leuchthurms erhellte die dunkle Nacht sehr spärlich. Nur bei dem Zucken des Blitzes vermochte die Bemannung des Luggers ihre Lage genauer zu prüfen. Die ganze Gesellschaft glich in ihrer stummen stoischen Ruhe mehr einer unheimlichen Schaar von Wassergeistern, als irdischen Wesen und gewiß würde Dich, lieber Leser, der Du wohl gemächlich im behaglichen Stübchen diese Zeilen ließt, ein unheimliches Grauen erfaßt haben, wenn Du die kecke Gesellschaft erblickt hättest, die sich bei jedem Rüberschlage selbst dem Verderben entgegen arbeitete. „Wenn wir die Rolandeklippe passiert haben,“ rief der alte Veitholm plötzlich, das dumpfe Schweigen unterbrechend, „dann müssen wir dem Schiffe ziemlich nahe sein; ich höre schon deutlich das Bimmern der Mannschaft.“ Kaum hatte der greise Führer diese Worte ausgesprochen, als eine furchtbare Woge das Boot weit in die Luft schleuderte. Ein blendender Blitz durchzuckte die

Luft und das bedrängte Schiff lag dicht vor den Augen der Lootsen. Dasselbe war ein Rutter von anscheinend englischer Bauart, und hatte schon sehr stark gelitten. Der Sturm hatte bereits die Stenge am Mast zertrümmert, das Fockstaaksegel heruntergerissen, und das Schiff trieb nur noch mit dem Großsegel und der Focke. Der Wind wehte immer heftiger dem Lande zu, doch suchte das Fahrzeug lavirend dem Strande zu entkommen. Mit donnernder Stimme bemühte sich der Capitain desselben den fast schon gesunkenen Muth seiner Mannschaft zu beleben. Unablässig machte er Schlag vor Schlag von dem Winde und in dem Augenblicke, in welchem das rettende Fahrzeug sein Kielwasser durchschnitt, tönte sein Commando wie ein Geisterruf durch den Orkan: „Fertig zum Wendeln.“ Aber alle Anstrengungen waren vergeblich. Jedemal, wenn der Rutter sich eine Strecke in den Wind hineingearbeitet hatte, trieb die nächste Welle ihn wieder zurück und kaum vermochte er mit seiner zerrütteten Latelage sich noch vor dem Winde zu halten. „Bachbord, die Kieme streichen,“ rief der alte Veitholm plötzlich, als im nächsten Moment der Rutter wieder seinen Blicken entwand und der Lugger dicht bei dem Steuerruder desselben vorüberrauchte. „Hätte es nicht geglaubt, daß wir dem Capvermenter schon so nahe waren, hätten uns fast den Kopf an ihm zerstoßen,“ murmelte der alte Veitholm vor sich hin. „Daß der an den Klippen noch nicht in tausend Stücke zertrümmert worden, ist ein Gott's Wunder. Grade hier an der schlimmsten Stelle, wo unser einmüßiges die Pfeife ausgeht. Heda! holla!“ rief der alte Mann, als der Ton eines Sprachrohrs vom Schiffe undeutlich zu ihm herüberschallte. „Werst die Fangthau aus, wenn Euch daran gelegen, eure Mahlzeit noch einmal auf dem Trocknen zu verzehren.“ In diesem Moment war die furchtbare Welle, welche den Lugger von dem bedrängten Schiffe getrennt hatte, vorüber gerauscht, und der alte Veitholm näherte sich bedächtig dem Schiffe, dessen Verdeck mit klagenden Menschen besetzt, einen graufenvollen Anblick darbot. Doch im nächsten Augenblicke rief der Lootsenälteste: „Um Gottes willen einen festen Ruderschlag“ und wollte den Lugger durch eine geschickte Steuerwendung von dem Rutter wieder hinwegbringen — aber vergebens. Eine fruchtbare Welle rauchte daher und zertrümmerte das rettende Boot, wie eine Nußschale an den starken Planken des Rutters, so daß die braven Lootsen mit zerschellten Schädeln

in die Wogen geschleudert wurden. Ein Schrei des Entsetzens erfolgte, ein furchtbarer Blitzschlag durchzuckte die Luft und im nächsten Moment lief der Rutter krachend auf eine der vielen Klippen auf, denen er bisher wie durch ein Wunder entgangen war.

— Eine Viertelstunde später stand der alte Veitholm triefend vom Seewasser am Strande der Insel, von den Bewohnern derselben sorgsam umgeben. Dieselbe Welle, welche seinen Gefährten den Tod bereitet, hatte ihn wohlbehalten an's Ufer geworfen, und ihn den Seinen wiedergegeben. „Das böse Schiff,“ rief er klagend aus, „kostet uns unsere besten Leute, und doch wird weder Maus noch Mann davonkommen, denn die furchtbare Brandung wird dasselbe in wenigen Augenblicken in Trümmer zer schlagen und wäre es von Eisen und Stahl gebaut. Hüße giebt es doch nicht mehr, es müßte denn der tolle Engländer, der dort im Eckstübchen des Leuchthurms seinen unheimlichen Wohnsitz aufgeschlagen, und der bei solchem Wind und Wetter zum Vergnügen in die See geht, das Meisterstück wagen, ein Fangtau nach dem Schiffe hinüber zu bringen. Aber lieber mausetodt, als von dem gerettet, denn der steht mit dem Bösen im Bunde, und hat ein Freischiff, sonst hätten auch ihn die Wellen schon längst verschlungen.“ Kaum hatte Veitholm diese Worte vollendet, als ein kräftiger Schlag auf seine Schulter fiel und er mit den Worten angeredet wurde:

„Was schwätzt Ihr da, alter Narr, in so ernster Stunde.“

Erschrocken trat der alte Lootse einige Schritte zurück, und wich demjenigen, von dem diese Worte ausgegangen, in scheuer Ehrfurcht aus. Dieser war ein schöner, junger Mann von kräftigem Wuchse. Die zierliche Matrosenkleidung desselben und das feine Gewebe seines Strohhutes, unter welchem eine Fülle dunkelbrauner Locken sich hervordrängte, unterschieden ihn auffallend von den übrigen Strandbewohnern. Ein rother Shawl, mit welchem er nachlässig umgürtet war, verlieh seiner Gestalt ein gewisses phantastisches Wesen. Der kecke Blick seiner Augen, ein höhnisches Lächeln, welches den zierlich gebauten Mund unwillkürlich umzuckte und die stark gebogene Aldernase ließen in ihm einen außerordentlichen Menschen erkennen. „Wollt Ihr nicht, Herr Clifford,“ redete ihn der alte Veitholm, schnell wieder gefaßt, an, „einmal Euer Heil an den armen Leuten versuchen, welche auf der bösen Klippe in den

Sturm hineinwinkeln? — Mit unsrer Macht ist's vorbei, vielleicht gelingt es Euch, lieber Herr. Ihr habt doch in den wenigen Monden, seit welchen Ihr Euch bei uns niedergelassen, manch' schlimmem Wetter schon die Stirn geboten und Euch als kecker Seemann bewährt. "Der junge Engländer warf einen flüchtigen Blick auf die See hinaus, welche durch den trüben Schein des Mondes, der seine Strahlen durch die zerrissenen Wolken warf, jetzt etwas kräftiger beleuchtet wurde, dann begab er sich, stumm mit dem Kopfe nickend, und von den Strandbewohnern gefolgt, auf die andere Seite des Gestades, wo diese behülflich waren, ein halb auf das Land gezogenes, zierlich gebautes Boot flott zu machen. Mit lächelnder Miene bestieg der Engländer dasselbe und segelte im nächsten Moment in die wogende See hinaus. Der Sturm hatte sich inzwischen ein wenig gelegt. Der Donner rönte nur noch in weiter Entfernung und der Mond erhellte die tobende See immer mehr. Mit unerschütterlicher Ruhe stieg der Engländer von Welle zu Welle und in kurzer Zeit lag er am Steuerbord des gescheiterten Schiffes, wo ihn ein Freudenschrei bewillkommnete.

Die Takelage des Kutters war bereits völlig über Bord gerissen; das Vordertheil lag tief unter dem Wasser, und nur noch das Hintertheil desselben ragte, mit Hände ringenden, jammernden Gestalten bedeckt, wie eine Felsklippe aus der tosenden Brandung hervor. Die Bedeckung des Schiffes und die Geländer desselben waren bereits über Bord gespült. In wenigen Minuten war die Barke des Engländers mit verzweifelten Menschen gefüllt und derselbe sahe sich genöthigt, auf das schleunigste das Schiff zu verlassen. Als ein wohlverfahrner Seemann vermied er es sehr wohl, sich durch die Brandung hindurch, dem Lande auf dem kürzesten Wege zu nähern, sondern mit kecker Muthe vertraute er sein schwaches Schiffchen dem wogenden Elemente an, umschiffte glücklich die Spitze der Insel und landete in sicherer Bucht mit den vom Tode Erretteten.

Die Lootsen bewillkommneten ihn jubelnd, wenn sie auch eine gewisse Scheu vor dem vermeintlichen Genossen des Bösen nicht zu unterdrücken vermochten und wollten ihn bittend zurückhalten, aber der Fremde war in seinem Rettungswerk unermüdblich. Noch einmal wagte er den kühnen Weg. Schon war er dem gestrandeten Schiffe wiederum nahe gekommen, als eine rollende Woge das Wrack zertrümmerte, die

rettende Barke umjürzte und das Wimmern der Unglücklichen in den Fluthen erstickte.

Wenig Minuten nachher zogen die Fischer den anscheinend entseelten Körper des Herrn Clifford und ein junges Frauenzimmer, welches dicht neben ihm von den Fluthen ausgeworfen worden war, an den Strand. Das Unglück des edlen Retters hatte die abergläubige Meinung der Lootsen erschüttert, sorgsam trugen sie die beiden Körper in die nächste Hütte und ließen denselben alle mögliche Pflege angedeihen. Der Engländer erholte sich in kurzer Zeit wieder; bald vermochte er seinen Rettern, wenn auch mit schwacher Stimme, zu danken und den Ort seines Aufenthaltes zu durchmustern. Gleichgültig streifte sein Blick über das junge Frauenzimmer hinweg, welches trotz der lebhaftesten Anstrengungen nicht wieder ins Leben zurückkehren wollte. Pflöchlich aber faßte er dieselbe näher ins Auge, seine Züge ballten sich krampfhaft zusammen, seine erloschenen Augen erglänzten, und mit furchtbarer Heftigkeit rief er aus: „Meine Betty, muß ich Dich so wiedersehen.“ Nach einigen Minuten begann endlich das junge Mädchen Zeichen des wiederkehrenden Lebens von sich zu geben, und in wenigen Stunden war sie völlig zur Besinnung zurückgekehrt. Doch hätte der plötzliche Anblick des jungen Engländers das kaum erwachte Lebenslicht beinahe wieder verlöscht, so freudig wurde sie bewegt, als sie denselben erkannte.

„Wo ist dein Vater, der uns so grausam trennte und mir das höchste Erdenglück raubte?“ redete sie Hr. Clifford an. „Er war dort auf dem Schiffe,“ erwiderte Betty mit schwacher Stimme, „und die Wellen rissen ihn als einen der ersten vor meinen Augen hinweg, während ich mich in dem Lauwerk krampfhaft festklammert hatte. Wir befanden uns auf einer Reise nach Dänemark zu den Verwandten meiner Mutter, als uns das Unwetter ereilte und uns an diese Küste verschlug, welches mir den Vater morden und den Geliebten wiedergeben sollte.“

Der schwache Zustand Betty's erlaubte nicht mit ihr eine längere Unterhaltung zu pflegen; auch Hr. Clifford bedurfte der Ruhe.

Im andern Tage hatte sich der Sturm gelegt; zwar ging die See noch sehr hoch, aber die Sonne beschien sehr freundlich das Gestade der Insel, welches mit den Trümmern des gescheiterten Schiffes bedeckt war.

Wenige Wochen nach dem schrecklichen Schiffsbruch des englischen Kutters, waren die ehrlichen

